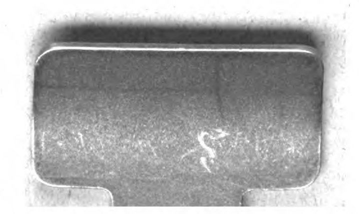




Sonnenfunken.



Novellen und Erzählungen

von

Nataly von Eschstruth



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List

Herrn Hofrat

Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt,

meinem lieben, langjährigen Freund,

in aufrichtigster Hochschätzung gewidmet.

Nataly von Knobelsdorff-Brenkenhoff
geb. von Eschstruth

Inhalt.



Auf Feuer!



Der Herr Kommerzienrat schlich auf den Zehenspitzen über den dicken Smyrnateppich und zog mit der fleischigen, grübchenbesäten Hand ganz vorsichtig — ganz unmerklich die rauschende Seidenportiere zurück, um in das Boudoir seiner Tochter zu lauschen.

Ein Zug beinahe nervöser Spannung lag auf dem sonst so heitern, jovialen Gesicht des noch immer recht stattlichen Witwers, und als sein Blick den dämmrig duftigen Raum der entzückendsten aller Schmollwinkelchen überflog, sah er nicht aus wie der selbstbewußte, siegfreudige Besitzer von anderthalb Millionen, sondern wie ein armer Sünder, welcher voll bebender Sorge der Entscheidung über sein Schicksal entgegen sieht.

Und das, was er in dem eleganten Boudoir sah, war nicht dazu angethan, seine bekümmerte Miene aufzuhellen.

Da lag Sibylla nachlässig und gelangweilt, in dem Rokokosesselchen, hatte das goldblonde Köpfchen beinahe schläfrig gegen die Goldschnitzerei der Lehne zurückgeneigt und blinzelte aus den sonst so strahlend großen Veilchenaugen in das rosige Dämmerlicht, wie ein kleines Kätzchen, welches just in süßen Schlummer sinken möchte.

Vor ihr lag die begonnene Malarbeit auf dem Tisch, — ein Amorchen, welches just zwei Herzen zusammen schmieden will, — aber noch war das dralle Fäustchen nur flüchtig angedeutet, und der Hammer, welcher zuschlagen sollte, fehlte ganz.

Sibylla aber hatte die schneeweiße, duftige Federboa um die Hände gewickelt und die zarten Schultern zusammen gezogen, als fröre sie, selbst jetzt noch, wo doch schon die Frühlingssonne so warm und golden durch die Fenster schien.

Und ihr gegenüber in einem andern Sessel, faul ausgestreckt, ruht die schlanke, elegante Gestalt eines jungen Mannes, des charmanten Mortimer Trimmis-Seggen, des Sohnes seines liebsten Jugendfreundes, welcher in New-York die wohl nicht „bessere“ aber

doch größere Hälfte der Firma Mahlenstadt-Trimmis repräsentiert.

Mortimer raucht eine Cigarette, hält die Augen halb geschlossen, als wäre sein reizendes Gegenüber kaum des Ansehens wert, und zieht mechanisch die dickflockige Seidendecke der Chaiselongue über die Knie, als fröstele auch er, — als empfinde auch er gleich der schönen Sibylla nichts anderes, als den einen, müden, gleichgültigen Gedanken: Kühl bis ans Herz hinan!

„Und welcher von Ihren Hunden erhielt also in der Ausstellung den Preis?“ fragte Fräulein Mahlenstadt just mit verschleierter Stimme, und Mortimer unterdrückte ein Gähnen und antwortete: „Der schottische Windhund, ein Prachtexemplar, — Medaille I.“ —

„Ah!“ —

Und Sibylla nieste — und Mortimer hustete, sie froren thatsächlich alle beide, trotz der Frühlingssonne, trotz der vortrefflichen Luftheizung.

Der Kommerzienrat schlich ingrimmig zurück; schloß die Salonthür hinter sich und wanderte ruhelos, mit schwer bewölkter Stirn auf dem spiegelnden Parkett seines Rauchzimmers auf und nieder.

Das waren ja nette Aussichten für die Verwirklichung seiner Pläne!

Anstatt mit glühendem Herzen und flammenden Wangen einander in den Armen zu liegen, sich zu herzen und zu küssen, als habe der Vesuv seine Feuerströme durch ihre Adern gegossen, saßen die beiden unglückseligen Leutchen einander gegenüber, unterhielten sich von der Hundeausstellung und froren bis ins Mark hinein.

Wie soll dabei eine Verlobung heraus kommen? Und kommen mußte sie, bald, sehr bald schon — das hatte sich der Kommerzienrat zugeschworen; hing doch nicht allein das Glück seiner Tochter, sondern auch das seine von diesem Bündnis ab!

Er blieb vor dem Spiegel stehn, musterte voll nervöser Unruhe seine noch so jugendlich schlanke Gestalt in dem tadellosen Smoking und strich das kleine Bärtchen über der Lippe. Vor sechs Wochen noch hatte er einen recht ehrwürdigen Vollbart getragen, dann war derselbe unter den flinken Händen des Friseurs gefallen.

Warum? Weil die reizendste aller jungen, bezaubernden Witwen, die Schneewitchenschönheit Mary ihm mit ganz besonderem Ausdruck in den dunklen Augen gesagt hatte: „Ich liebe keine Vollbärte! Ohne den Ihren würden Sie um zehn Jahre jünger und flotter aussehen.“ Das ließ er sich nicht zwei-

mal sagen, denn was hätte ihm mehr am Herzen gelegen, als der holden Zauberin zu gefallen!

Noch an demselben Abend trat er ihr — in der That um zehn Jahre jünger, flotter und unternehmungslustiger, entgegen, und Frau Mary errötete bei seinem Anblick wie ein junges Mädchen.

Mit der Glut eines Primaners drückte er ihre schlanken, sammetweichen Fingerchen an die Lippen, und sie flüsterte, schämig wie ein Backfisch: „Sehen Sie? Hatte ich nicht recht, daß der häßliche große Bart Sie alt machte wie ein Großpapa?!“

„Und nun?“ lächelte er, und sein Blick flehte um ein ermutigendes Wort. „Nun?“ — sie wandte sich schnell zur Seite und ließ sich in die fraisefarbenen Atlaspolster eines Sesselchens niederfallen, daß ihr zartgesticktes Theekleid ihren schlanken Körper wie eine glänzende Schlangenhaut umspannte, „nun könnte Romeo sich Ihre Jugend und Ihre Augen leihen, um die arme Julia rettungslos zu bethören!“

Es war ein Märzabend, das Wetter draußen kalt, windig, regnerisch.

Die Hagelschauer prasselten zeitweise gegen die hohen Spiegelscheiben, hinter welchen sich die blühenden Gardenien, Flieder und Azaleen zu duftigen Coulissen aufbauten, und im Kamin fauchte und sauste

es so unwirtlich und dräuend, daß es nicht Wunder nehmen konnte, wenn bei solch schlechtem Wetter der sonst so gern besuchte Salon Frau Marys an diesem Theeabend leer blieb.

Mit Gelassenheit konstatierte es die Hausfrau, mit Entzücken, ihr einziger Gast der Kommerzienrat.

Die leise geflüsterten Worte der schönen Frau schürten den Funken seiner Anbetung zu einem himmelhoch auflodernden Feuermeer der Liebe.

Ehe sie es sich versah, saß er an ihrer Seite, hielt abermals ihre Hand und preßte sie in der seinen, und war es thatsächlich kein seeliger Traum, welcher ihn narrte? Die sonst so abweisende, unnahbare kleine Witwe drückte seine Hand wieder, zwar nur schüchtern, nur leise wie ein Hauch . . . aber es rieselte ihm dennoch wie „wabernde Lohe" durch alle Glieder und machte ihn kühn, — kühn bis zur stürmischen Liebeserklärung.

Kein Jüngling konnte mit leidenschaftlicheren Worten um die Erwählte werben, wie der sonst so ruhige, vernünftige Zahlenmensch Mahlenstadt, und Frau Mary saß ihm gegenüber, zupfte anfänglich etwas aufgeregt an der langen goldenen Kette, welche, von Perlen durchflochten, über ihre Brust fiel, sich um die schlanke Taille wand und ein blitzendes, leise

klirrendes Knäuel von Herzen, Kleeblättern, edelsteinfunkelndem Getier und süß duftenden Riechfläschchen trug, — und sie senkte die dunklen Wimpern tief auf die Wangen und atmete so beklommen, als sei es das allererstemal im Leben, daß sie den Liebesschwüren eines Mannes lauschte.

Und als er schwieg und bebend vor Erregung in ihr Antlitz schaute, ihres entscheidenden Wortes harrend, da blickte sie lächelnd, sinnend, träumerisch an ihm vorüber in die bunte Blütenpracht des Straußes, welchen er ihr mitgebracht und schwieg.

„Mary!“ rang es sich von seinen Lippen, „müssen Sie sich in der That so lange besinnen, ob Sie auch lieben, ob Sie die Meine sein können?!“

Da umschloß sie seine Hand mit ihren kühlen Fingerchen, neigte sich mit wunderlichem Blick über ihn und flüsterte: „Da Sie das Klügeln und Überlegen ganz verlernt zu haben scheinen, mein Freund, — muß ich es nicht für uns beide thun? Ja, Erwin, Sie sind erhört! Unbegreiflich! Mein Verstand, welcher sagt, daß jede zweite Ehe für eine Frau nur Leichtsinn und Luxus ist, — kapituliert vor Ihnen und mein Herz, welches sich so lange vor neuen Banden wehrte, liegt rettungslos in den Rosenketten Ihrer Liebe! — Aber halt! noch nicht zu früh ge-

jubelt, mon ami! Ich ergebe mich Ihnen nicht bedingungslos, — denn ein Teil des Sieges gehört auch mir! Sie schwören im voraus alles zu, was ich verlange? Gut. Hören Sie. Sie sind Vater einer jungen, schönen, verzogenen, eigenwilligen Tochter, welche bis jetzt Herrin in Ihrem Hause war. Auch ich bin jung, verwöhnt, — auch ich bin es gewohnt, Herrin zu sein. Aber zwei Königinnen in einem Reiche sind zu viel, Krieg und Feindseligkeiten würden unausbleiblich sein, und auch die stirnrunzelnde Resignation einer entthronten Herrscherin ist kein erquicklicher Anblick für ein junges Paar. Das sehen Sie selber ein, lieber Erwin, nicht wahr? Und darum hören Sie meine Bedingung! Verloben und verheiraten Sie Sibylle, es wird Ihnen sicher nicht schwer fallen, — und wenn die kleine Göttin den Altar — auf welchem man ihr bisher in Ihrem Hause opferte — verlassen hat, so kommen Sie und holen Sie die Braut heim, Geliebter, ich bin alsdann bereit, all Ihre Liebe, Ihre Huldigungen und Ihren Weihrauch ungeteilt in Empfang zu nehmen!" —

Sie hatte es in ihrer graziösen Weise voll Scherz und Anmut gesagt, und doch war es ihr bitterer Ernst mit ihren Worten, das sah er selber nur allzugut ein und glühte vor Ungeduld und Verlangen,

sein Töchterchen so schnell wie möglich unter die Haube zu bringen, um sein eigen Glück dadurch zu gewinnen! Wie aber das bei dem eiskalten, unberührten Herzchen seiner so wählerischen Tochter, welche er viel zu zärtlich liebte, um sie in eine verhaßte Ehe zu zwingen — anfangen? Da war guter Rat teuer.

Ein Zufall kam ihm zu Hilfe.

„Wer ist dieser hübsche Mensch?" fragte Sibylla eines Tages sichtlich betroffen, als sie auf dem Schreibtisch des Vaters das Bild des jungen Mortimer Trimmis-Seggen liegen sah.

Er gab Auskunft und berichtete dem Töchterchen, daß der Sohn seines Compagnons in den nächsten Tagen ein Rendezvous mit ihm in Paris nachgesucht habe, dringende Angelegenheiten zu besprechen.

„Wann reisest du? Schade, daß er nicht hierher kommt!" sagte Sibylla und blickte noch immer nachdenklich auf die Photographie hernieder. In den Augen des Kommerzienrats blitzte es auf wie jähe, freudige Hoffnung.

„Es wäre mir lieb, wenn du mich auf dieser Reise begleitetest, Sibylla!" sagte er.

Da warf sie das Köpfchen stolz zurück und sah so kühl und unnahbar aus wie stets.

„Damit Herr Trimmis glaubt, ich käme um seine Bekanntschaft zu machen?! Du solltest mich in dieser Beziehung doch kennen, Papa!“

Und er kannte sie, darum reiste er allein, als er aber zurückkam, befand sich Herr Mortimer Trimmis in seiner Begleitung.

„Wenn es dieser nicht wird, dann wird es so bald kein anderer!“ kalkulierte der Kommerzienrat, denn er hatte es gar wohl beobachtet, wie Sibyllas Wangen jäh erglühten, als sie Sir Mortimer ganz unerwartet gegenüber stand, wie die Augen des jungen Mannes voll unverhohlenen Entzückens aufleuchteten, als sein Blick die reizende Erscheinung des jungen Mädchen umfaßte.

Mahlenstadt triumphierte bereits, aber leider zu früh.

Es war diese erste Begegnung der jungen Leute wie ein Sonnenstrahl im Winter gewesen, — sekundenlang lag die Welt wie in lichtem Frühlingsglanz, dann aber kamen Reif und Frost und deckten alles Keimen und Blühen wieder zu.

Mortimer und Sibylla verkehrten täglich zusammen, — der junge Mann sprach nicht von Abreise und das junge Mädchen hatte plötzlich nichts anderes mehr auf der Welt zu thun, als wie ihre Zeit dem

Gast zu widmen, — und dennoch . . . es lag wie ein Eiseshauch über diesem Verkehr. —

Draußen in Flur und Feld ließ der Lenz auf sich warten, und drinnen in dem kühlen Salon ließ er ebenfalls auf sich warten, so ungeduldig der Kommerzienrat auch durch die Portiere lugte.

Das Kaminfeuer prasselte noch, obwohl es Mai war, und Mortimer und Sybilla saßen einander gegenüber, steif, langweilig, kühl bis an's Herz hinan, — sie wickelten sich in Decken und Boas und froren . . . froren . . . froren alle Liebe zu Tode! —

Der Kommerzienrat schritt voll nervöser Ungeduld auf dem weichen Teppich seines Zimmers auf und nieder und nagte in vergeblichem Grübeln und Sinnen die Lippe.

Die leidenschaftliche Sehnsucht nach seiner Vereinigung mit Mary quälte ihn, und doch war die hartherzige kleine Frau durch kein noch so zärtliches Flehen, kein noch so stürmisches Bitten zu bewegen, die gestellte Bedingung zurückzunehmen.

„Glaube mir, Liebster, daß unser Frieden, unser Behagen und unser ganzes eheliches Glück von meiner so sehr gerechtfertigten Forderung abhängt!“ sagte sie sehr weich und innig, aber auch sehr fest

und bestimmt. „Du würdest es bald noch mehr bereuen wie ich, mich zum Nachgeben überredet zu haben, also danke es mir, wenn ich meinem Grundsatz treu bleibe!“

Danken! auch noch danken dafür!! Der arme Kommerzienrat hätte aus der Haut fahren mögen vor Ungeduld, um so mehr, als sich seit kurzer Zeit noch die Eifersucht bei ihm regte. Was wollte plötzlich der elegante, schneidige Sportsmann in dem Salon der jungen Witwe, er, der angeschwärmte Löwe des Tages, mit dem verlebten Gesicht und den dunkellodernden Augen, auf welche die jungen Mädchen Gedichte machten und von welchen sensible Frauen träumen?

Solche Don Juans sind gefährlicher wie man glaubt, denn unbegreiflicher Weise lieben die modernen Frauen mehr das interessante Kainsmal der Sünde auf dem Gesicht ihrer Helden, wie den Glanz der Tugend.

Bah! Kann ihm jener blasierte Modenarr gefährlich werden?

Wenn Mary auch noch so viel und angeregt mit ihm plaudert und plötzlich ein auffallendes Interesse für Sport und Rennbahn zeigt? —

Lächerlich! Man munkelt, daß der ehemalige

Diplomat stark verschuldet, daß sein Rennstall Blendwerk der Hölle, daß sein Kredit untergraben sei! Hat doch neulich noch ein Witzbold von ihm zitiert:

Ein einzig lahmer Schimmel,
Zeugt von vergangener Pracht,
Auch dieser, stark struppieret,
Kann fallen über Nacht ...

Und was würde Frau Mary sagen, wenn sie zu Fuß gehen sollte?!

Die schöne Witwe ist in leidlich guter Lage, aber sie ist lange, lange nicht reich genug um einen Mann heiraten zu können, welcher rennt, spielt ... liebt ...

Und doch!! — Mahlenstadt streicht mit dem duftigen Seidentuch über die feuchte Stirn. Man lebt in dem Zeitalter der Absurditäten, der unglücklichen Lieben, welche mit Selbstmord enden, der krassesten Gegensätze derer, die nicht für einander bestimmt sind und sich dennoch finden, aller Vernunft, aller Möglichkeit zum Trotz! —

Man hat die Weiber nie sehr gut verstanden, — heut zu Tag wird man überhaupt nicht mehr klug aus ihnen ... und Mary ist eine so völlig moderne, so ganz zeitgemäße Frau!

Nein, dieser qualvolle Zustand muß ein Ende nehmen, er muß es.

Sibylla und Mortimer mußten sich jetzt endlich verloben, und . . . „wollen sie nicht willig, gut, so brauche ich Gewalt!“ —

Und der Kommerzienrat entzündete sich mit finsterer Stirn eine Cigarette, warf sich auf die fellbelegte Ottomane nieder und grübelte, wie er am besten und schnellsten zum Ziel gelangen könne.

Plötzlich blitzte sein Auge auf, ein Lächeln triumphierender Freude flog über die bewölkten Züge.

Hurra, der Stein der Weisen ist gefunden! Dem jungen Pärchen ist es zu kalt, einfach zu kalt zum Verlieben! —

Ist es ein Wunder, wenn die Herzen kühl und ruhig bleiben, wenn man sich fröstelnd in Boas und Decken wickeln muß?

Gewiß nicht!

Wie soll sich das heiße, süße Sehnen in die Seele schleichen, wenn draußen ein nebelgrauer Himmel und kahle Bäume trauern, wenn weder Rosenduft noch Nachtigallensang, weder Lenzeshauch noch zauberischer Sternhimmel in milder Maiennacht das ihre thun können?

Am lauwarmen Kaminbrand fängt kein Herz Feuer, und dieses kalte, regnerische Frühjahr trägt die Schuld daran, wenn Mortimer und Sibylla sich nun schon vierzehn Tage lang gegenüber sitzen, die gleichgültigsten Dinge verhandeln, niesen, gähnen und frösteln!

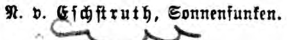
Das muß anders werden!

Auf Feuer sollen sie, eingeheizt soll ihnen werden, daß sie in der Glut gar nicht anders können, als wie in himmelhohen Liebesflammen aufzulodern!

Freilich, hier unter dem heimatlichen Himmel ist das nicht gut möglich.

Die Zentralheizung ist abgestellt und weil der Kommerzienrat ein Mann von Grundsätzen ist, läßt er sich seine Befehle nicht von ein paar kalten Frühlingstagen über den Haufen werfen. Es wird auch ganz gut und dienlich sein, einen kleinen Wechsel der Scenerie vorzunehmen. Das trauliche Boudoir Sibyllas ist nun zu etwas alltäglichem geworden und hat seinen Reiz verloren, darum wird es vorteilhaft sein, der kleinen Liebesgeschichte für neue Dekorationen zu sorgen.

Reisen! — Fort von hier! Nach dem Süden. Aber wohin?—



Eines jener großen, bekannten Rendezvous der eleganten Welt, wie Kairo, Nizza, Riviera 2c., ist nicht vorteilhaft.

Die jungen Leute sehen da viel zu viel anderes, werden zerstreut und abgelenkt.

Sibylla ist fraglos ein sehr hübsches, elegantes Mädchen, aber . . . du liebe Zeit! Kann es nicht ein tückischer Zufall wollen, daß in solch einem Badesammelpunkt eine noch schönere, noch schickere Lady auftaucht, welche Mortimers Blicke fesselt und Kommerzienrats Töchterlein in den Schatten stellt?

Nein! Papa Mahlenstadt ist ein gewiegter und feinfühliger Diplomat, er wird in erster Linie dafür sorgen, daß seine beiden Verlobungskandidaten möglichst auf sich selbst angewiesen sind.

Und hübsch warm sollen sie sitzen!

Eingeheizt soll ihnen von der lieben Sonne werden, daß ihnen Hören und Sehen vergeht!

Ein grausam schadenfrohes Lächeln spielt um die Lippen des Verschwörers.

Wartet nur! Wenn es auch hier zu kalt war zum verlieben und verloben, so soll es künftig nicht an Feuer fehlen!

Wollen sehen, ob dieses probate Mittel helfen wird!

Und fiebernd vor froher Erregung stürmt der Kommerzienrat an das Telephon und beruft seinen Hausarzt zu sehr wichtiger Besprechung in seine Villa.

Besagter Sanitätsrat war ein vernünftiger Mann, mit welchem sich schon ein Wort reden ließ, und da er so wie so eine Leidenschaft dafür hatte, seine Patienten in die Welt hinaus zu jagen, nach Süden, Norden, Osten oder Westen, gleichviel wohin, nur recht weit weg, damit die Luftveränderung eine geradezu märchenhafte und die Eisenbahnfahrt eine wirklich durchgreifende Rüttel- und Schüttelkur werde, — so genügte nur die zarte Andeutung des Kommerzienrats, „er sehne sich mal raus in andre Luft!“ um seinen medizinischen Schutzengel in begeisterte Erregung zu versetzen.

„Selbstredend! Das sagte ich ja längst, daß Sie mal fort müssen! Ihre Nerven sind herunter, total herunter! Es ist zwar noch früh im Jahre, aber nach den neuesten Ansichten unserer Autoritäten ist es grade die kalte, herbe Frühlingsluft des Nordens, welche wahre Wunder an den zerrütteten Nerven thut! Packen Sie, lieber Freund! Packen Sie und reisen Sie so schnell wie möglich nach Schweden und Norwegen!“

Der Kommerzienrat schüttelte sehr entschieden den Kopf. „Nee, Verehrtester! Das Frieren besorge ich auch hier zu Hause! Im Gegenteil, wärmen will ich mich ... milde Düfte und Lüfte atmen ... mit den Nachtigallen kosen . . ."

„Ah! Also nach dem Süden? — Ganz ausgezeichnet! Ist grade das, was Ihnen gut thun wird. Sowie der Körper nach Wärme verlangt, muß sie ihm werden. Die Natur zeigt da selber den Weg, den wir nur blindlings zu gehen brauchen! Also nach dem Süden?! Vortrefflich. Wie denken Sie über Ägypten? Schon ein bißchen sehr heiß . . .

„Na — das wäre mir grade recht, aber neben der Hitze will ich auch Ruhe haben, wissen Sie Sanitätsrätchen, so ein Idyll ... so recht was fürs Herz und Gemüt! Kein Grandhotel mit befrackten Kellnern, staubigen Promenaden und alle Tage Mockturtleragout, aber dafür Natur! Landschaft! Liebliche Einsamkeit, wo einen die Sonne wenigstens durch Myrtengebüsche braun brennt!" ...

„Ah ich verstehe — völlige Weltabgeschiedenheit! Ich hatte soeben eigentlich an Monaco für Sie gedacht, aber wenn Sie sich auf das Einsiedlerleben kapriziert haben . . . ja, warten Sie mal, Verehrtester ... was wäre denn da so recht passend . . ."

und der Doktor strich nachdenklich den braunen Spitzbart und versank in längeres Schweigen.

Endlich hob er sichtlich erfreut den Kopf.

„Nach dem Misocco-Thal! Nach Greno müssen Sie! Das bietet alles, was Sie verlangen. Um diese Zeit schon heiße italienische Sonne! Dabei doch frische und erquickende Alpenluft, Ruhe, Stille, Einsamkeit! O wenn ich an die unvergeßlich schönen Stunden zurück denke, die ich einst selbst als wandersfroher Mann in dem idyllischen Hause des Don Domenico verlebte! Kaum kann ich sagen, was mich ehemals mehr begeisterte, die wilde, köstliche Poesie des Thales von Misocco, mit seinen romantischen Burgen, den schattigen Lorbeer- und Kastanienhainen, den wogenden, mannshohen Maisstengeln mit den graziösen, lichtgrünen Blättern, wiegend und schmiegend wie breites Schilf, — mit der weißschäumenden Moësa Calancasca, von welchen ich nie wußte, ob sie toller durch das Land stürmten oder ich, — oder ob es mir die saftigen Maccaroni angethan hatten, welche Gina, die schöne, wilde, feurige Gina mit den schwarzen Glutaugen mir servierte — aber gleichviel was mich in Bande geschlagen! Ich war bezaubert, berauscht und mit Leib und Seele gefesselt an das wundersame Thal von Misocco!“ —

Der Sanitätsrat hatte sich in wahre Begeisterung geredet, er strich mit der Hand über die Stirn und atmete so schwärmerisch auf, als stehe die schöne Gina immer noch mit der dampfenden Schüssel voll Maccaroni vor ihm. Aber grade das, was ihn ehemals in Entzücken und jetzt noch in zärtliche Sehnsucht versetzte, ließ dem Kommerzienrat das Misocco-Thal in fatalster Weise bedenklich erscheinen.

„Schöne Gina!“ wiederholte er gedehnt und so unverkennbar widerwillig, daß der Doktor seinen sonst so lebensfrohen Patienten ganz verdutzt ansah. „War diese Alpenrose etwa die Tochter Ihres Wirtes? Ehrlich gestanden, lieber Freund, liebe ich keine Schönheiten in der Sommerfrische! Sie machen uns nervös, verleiden zu Thorheiten . . . regen uns durch ihre Gnade oder Ungnade bis zu blinder Raserei auf . . . und dies alles möchte ich vermeiden! Ruhe — Ruhe!! — Nicht nur für Kopf und Nerven, sondern auch für das Herz!“

„Hm . . .“ nickte der Sanitätsrat und griff unwillkürlich nach dem Puls seines Patienten, „Sie reden mir da völlig aus der Seele! Sie als erholungsbedürftiger Mann schauen besser in das stille, klösterliche Grün der Landschaft, als in die Hexenaugen schöner Italienerinnen . . .“

„Erlauben Sie mal!“ fuhr Mahlenstadt etwas gereizt und sich vergessend empor, „ich für meine Person . . .“ aber er besann sich rechtzeitig, daß er unmöglich eingestehen konnte, die schöne Gina sei ihm selber durchaus nicht so gefährlich wie dem à tout prix zu verlobenden Mortimer, — er seufzte also nur und nickte melancholisch vor sich hin: „Also schlagen Sie etwas anderes vor, Doktorchen!“

„Durchaus nicht! Glauben Sie, die schöne Gina sei eine moderne Ninon? Wie viele, lange Jahre sind es schon her, daß ich die Reizende anseufzte! Sie war übrigens damals schon verlobt . . . und jetzt — nach beinahe zwanzig Jahren wird sie wohl, ebenso wie alle Südländerinnen, eine gelbe, fette, wuchtig daher watschelnde Matrone sein, welche selbst die lebhafteste Phantasie nicht mehr zu poetischen Ergüssen begeistern und kein — selbst das leichtentzündlichste Herz mehr in Flammen setzen kann!“

„Ah! — vor zwanzig Jahren! . . .“

„Bedenken Sie, ich war damals ein junger, sehr junger Arzt noch . . .“

„Eine schöne Gina nach zwanzig Jahren!!“ lachte der Kommerzienrat beinahe schadenfroh, „nein, die thut jetzt wohl keinen Schaden mehr! Also hin; wir gondeln los! Grades Wegs gen Misocco . . .

oder . . . Teufel ja . . . so sehr grade ist der Weg wohl nicht?

Der Doktor lächelte seltsam. „Na, wenn Sie erst die Thalsperren von La Cluse und von Dazio Grande am Gotthard . . . oder die Ruinen-Riegel von Misocco unter dem Bernhardin . . . und die Thalstufe von Stozzo am Splügen glücklich überwunden haben, sind sie fein heraus!! Aber nein, bange machen gilt nicht! Heutzutage reist man bequemer wie vor zwanzig Jahren, und ich war dazumal ein unverbesserlicher Bergfex, welcher über jeden Felsblock klettern mußte, um dem Reisen Wert abzugewinnen. Gehen Sie in ein Reisebureau und lassen Sie sich die Sache hübsch bequem ausarbeiten, stecken Sie die nötigen Dukaten in die Geldkatze und reisen Sie mit Gott! — Sollte es aber in Greno auch schon Ansichtskarten geben, was ich nicht bezweifle, so lassen Sie mich bitte auf einer solchen wissen, wie Sie angekommen sind! — Ich bin nicht neugierig, aber . . . meine Frau sammelt! Und somit Gott befohlen!" —

„Sie alter Sünder!! Auf Wiedersehn!" —

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein sehr wohlzufriedenes Schmunzeln leuchtete über Mahlenstadts rundes, frischwangiges Gesicht,

als er sich nach dem Speisesaal hinab begab, in welchem, laut Meldung des Dieners, das gnädige Fräulein und Herr Trimmis bereits auf den Herrn Kommerzienrat warteten.

In der kühlen Vorhalle, wo selbst die Palmen unter dem Atemzug des so unnatürlichen Frühlings erschauerten, mäßigte der Hausherr den eiligen Schritt, legte das erst so heitere Gesicht in sehr leidende, tiefernste Falten und schritt müde und ersichtlich kraftlos über die Schwelle.

Sibylla, in einem sehr reizenden, durch unendlich viel Spitzeneinsätze unterbrochenen bastseidenen Kleide, die unvermeidliche Straußfederboa um die Schultern, blickte ihm überrascht entgegen und auch Mortimer hob betroffen das Haupt. —

„Um Gottes willen, Papachen ... Du siehst so leidend aus, du bleibst so lange ... Du bist doch nicht etwa krank?“ rief die junge Dame, besorgt den Arm um die kraftvollen Schultern des Vaters legend.

Der Kommerzienrat hüstelte und machte ein noch viel wehleidigeres Gesicht wie zuvor, ließ sich recht erschöpft auf einen der geschnitzten hohen Lederstühle niedersinken und küßte galant wie immer die Hand seines Töchterchens.

„Verzeihung, meine Herrschaften, wenn ich so unhöflich auf mich warten ließ! Aber ich hatte eine Unterredung mit dem Sanitätsrat, und dauerte seine Untersuchung doch länger als wie ich dachte . . .

„Untersuchung Herr Mahlenstadt?!"

„Papa . . . um alles in der Welt bist du krank?! Ich sagte es ja immer, nach der Influenza hustetest du so viel! Ist es die Lunge? Hat der Doktor etwas an der Lunge gefunden?"

Der Kommerzienrat streichelte zärtlich das erbleichte Gesichtchen der Fragerin, aber er sah dabei doch sehr trübselig aus.

„An der Lunge? Nein, Gott lob, mein Liebling, da sitzt es nicht. Der Doktor glaubte es anfänglich auch, aber es sind nur Nerven, nichts wie diese nichtsnutzigen Höllenfäden, die Nerven!

Sibylla atmete hoch auf. „Gott sei Dank, die lassen sich hoffentlich bald kurieren! Wie kam das so schnell? Ich habe dir nie etwas angemerkt!" —

„Ich nahm mich voll eiserner Energie zusammen!" hauchte der Patient und führte mühselig einen Löffel Suppe zum Mund. „Die viele Arbeit konsumiert . . . nicht wahr, Freund Trimmis, das können Sie bestätigen?!"

„Ich stehe noch zu sehr im Beginn meiner Thätigkeit, kann also nicht aus eigner Erfahrung sprechen, — aber nach meinem Vater zu urteilen, strengt die jahrelange Bureauarbeit ungeheuer an. Vier Monate Ferienzeit ist das mindeste, was die Ärzte jetzt für ihn verlangen!“

„Und Luftveränderung? Reisen? Nicht wahr?“

„Das versteht sich! So schroffe Luftwechsel wie möglich!“

„Sollst du auch reisen, Papachen? —“

„Ja, aber nur unter deiner Pflege, mein Liebling, alles Alleinsein ist Gift für mich!“

„Du weißt, wie gern ich dich begleite! Ist dir ein Seebad verordnet?“ —

„Nein, der Sanitätsrat hat etwas ganz Besonderes vorgeschlagen. Die kalte Luft hier schadet mir. Du liebe Zeit! Das nennt der Mensch Ende Mai! — Bald haben wir Juni und heizen noch!! Wärmen soll ich mich in dem idyllischen, zauberhaften Alpthal von Misocco! In dem schönsten aller Erdenwinkelchen Greno!“ —

„Misocco-Thal ... Greno!“ lächelte Mortimer kopfschüttelnd, mir ist es wie ein dunkler Traum, als ob ich diese Namen einmal im Bädecker gelesen hätte!“

„Sie kennen Greno, Sie kennen Misocco nicht?“ alterierte sich Mahlenstadt; „aber ich bitte Sie um alles, Freund Mortimer, wie wollen Sie dann nach Amerika zurückkehren ohne von dem schönsten Zauber italienischer Alpenwelt sprechen zu können . . .“

„Aber Papachen, was weiß man drüben von solch' weltfremden Idyllen, welche auch ich kaum dem Namen nach kenne?!“

„Das ist es eben! Alle wahre Schönheit, welche abseits vom Wege liegt, beachtet man in der großen Welt nicht! Darum muß Trimmis sie erst recht kennen lernen! Wissen Sie was, mein lieber, junger Freund, begleiten Sie uns! Ich bitte Sie, künftig nicht mehr hier, sondern in Greno mein Gast zu sein. Unsere vielen noch schwebenden geschäftlichen Angelegenheiten lassen sich mündlich besser erledigen, wie schriftlich. Wir warten die Entwickelung der Dinge unter wärmerer Sonne, zwischen Myrten und Rosen ab! Einverstanden? Topp, schlagen Sie ein!“

Mortimer Trimmis verneigte sich so tief und respektvoll, daß kein Mensch das entzückte Aufleuchten seines Auges bemerkte, aber er schlug „mit verbindlichstem Dank“ sehr einverstanden in die dargebotene Hand ein, und Sibylla nestelte just so eifrig an

ihrer langen Goldkette, daß kein Mensch das zarte Rot, welches in ihre Wangen stieg, bemerkte.

„Und wann reisen wir?“ fragte sie.

„Sobald wie möglich. Während der Zeit kann hier die Villa renoviert werden. Also bitte so schnell wie möglich einpacken, meine Herrschaften —“ und der Kommerzienrat rieb sich plötzlich ebenso wohl und munter wie sonst die Hände und sah nicht im mindesten mehr leidend aus! „Ich kann es gar nicht sagen, wie ich mich auf den warmen Sonnenschein freue, man wird auftauen und es überhaupt erst merken, daß man ein Herz in der Brust hat!“

Jählings trafen sich die Augen der jungen Leute, es war, als sei bei diesen letzten Worten ein magnetischer Funken von hüben nach drüben geblitzt, aber beinahe erschreckt flüchteten beider Blicke wieder zurück und schweiften, kühl und gleichgültig wie zuvor durch den hohen, kühlen Saal.

„Ja, man friert hier zu arg!“ sagte Sibylla mechanisch und zog die Boa fester um den schlanken Hals.

— — — — — — — — — — — — —

Es war, als habe das Wetter nur auf die Abreise des Kleeblattes gewartet, um in eklatantester

Weise umzuschlagen. Schon während der beiden letzten „Vorbereitungstage" lachte eine helle und recht warme Sonne durch die hohen Spiegelscheiben und als man gar in dem engen, heißen Abteil erster Klasse des D-Zuges saß, da ward es heiß, so heiß, daß die Pelzboa tiefer und tiefer auf die Schultern herabsank und sehr bald mit einer zarten Zwillingsschwester aus duftigem Tüll, Schleifen und Spitzen vertauscht wurde. Als man aber mit hochgeröteten Wangen das Diner im Speisewagen einnahm, da war auch die Zeit der Tüllboa zu Ende, und während Sibylla sich mit dem feinen Spitzentüchlein Luft zufächelte und Mortimer zu wiederholten Malen trocknend mit dem buntkantigen Batist über die Stirn gestrichen hatte, saß der Kommerzienrat so behaglich und wohlig wie der Kater im Sonnenschein, beobachtete voll schmunzelnden Interesses, wie erfreulich warm es der lieben Jugend ward, und versicherte ein um das andere Mal: „Gott sei Dank! nun fühle ich doch wieder, daß ich Blut in den Adern habe!" —

„Die engen Coupés sind schwül, — da fällt die Hitze auf die Nerven!" sagte Sibylla mit verschleiertem Blick, „ich freue mich, wenn ich erst wieder in freier Luft atmen kann, dort liebe ich die Wärme sehr!"

„Ja, noch dazu Alpenluft atmen!“ stimmte Mortimer gelassen bei, „die kann ja niemals zu heiß werden!“

Und dabei sahen sie sehr gleichgültig an einander vorüber in die Landschaft hinaus.

„Na wartet nur, ich will euch Gletscherherzen schon einheizen!!“ dachte Papa Mahlenstadt voll grimmer Schadenfreude, „schmelzen sollt ihr! Weich wie Butter sollt ihr werden, und lyrisch obendrein!“ —

— — — Nein, die lange Reise, trotz verschiedener Unterbrechungen war nicht schön und wie erlöst atmete man auf, als sich das zauberisch schöne Misocco Thal, gebadet in leuchtendem Sonnenglanz, vor ihren Blicken aufthat.

— — Wie still . . . wie duftig, wie zauberhaft schön ist's in dem schattigen, rosendurchdufteten Garten des Don Domenico!

Das Mondlicht glitzert . . . Die Blüten duften berauschend stark . . . weiche Luft schmeichelt und süße Vogelstimmen schluchzen in dem Gebüsch . . . Langsam schreiten die drei Ankömmlinge durch den stillen Abend dahin und der Kommerzienrat beobachtet verstohlen und frohlockend den so auffallend veränderten Ausdruck in den Gesichtern der beiden

jungen Leute. Welch' ein Zug holder Schwärmerei! Welch' ein traumverlorenes Lächeln auf den Lippen, welche heimliche Seufzer wohligen Entzückens. Freilich gehen sie nach wie vor schweigsam und langweilig nebeneinander her, nur Sibylla hat mit weit in das Gebirge emporschweifendem Blick geflüstert: „O, wie schön ist es hier!"

Und Mortimer strich wie kosend mit der Hand über die Blütenzweige und wiederholte mit wahrhaft verklärtem Lächeln: „O wie schön!" —

„Wartet nur, es soll noch schöner werden! Don Domenico, der joviale Alte hat mir ja versichert, seit ein paar Tagen sei es bereits das volle Sommerwetter! Die Sonne habe heuer warten lassen, aber nun meine sie es desto besser!"

Der Kommerzienrat schmunzelt, als er es sagte, und sieht schon im Geist die Fackel Hymens lichterloh flammend durch das stille Paradies grüßen. —

Ja, es ist heiß, sehr heiß, und wird alle Tage heißer.

Anfänglich hat man Partieen in die Umgegend gemacht, hat sich vergnügt, am schäumenden Silberband der Moësa und Calancasca einher zu wandeln, die Angel zu werfen. Aber bald ist man zu er=

mattet für weitere Touren, liegt daheim im Garten in der Hängematte und liest Romane.

Wie schön ist es auch heute im Garten, nur heiß, viel zu heiß, selbst hier in dem Schatten der hohen Edelkastanien.

Ländlich und idyllisch ist es ringsum. Drüben hinter dem Zaun leuchtet ein Streifen Feld, wogende Melgone und goldig glänzende Biava, seitlich geht die Einteilung der Gartenbeete in dichte, volllaubige Gebüsche über und wenn man den schmalen Sandweg weiter verfolgt, so rauschen bald die runden Wipfel des Nußbaums, der schlanken Birke und der Ulme zu Häupten, der finstern, stolzen Ulme, welche die einzige scheint, die in all der frohen, leuchtenden, farbensatten Sommerpracht ringsum schwermütig die Zweige im warmen Lufthauch beben läßt.

Hierher haben Sibylla und Mortimer sich zur Siesta zurückgezogen.

Das junge Mädchen liegt wie eine schneeweiße Elfengestalt in der Hängematte, die schlanken Arme unter dem Kopf verschränkt, die Blicke träumerisch nach oben gerichtet, wo es im dichten Blattgewirr flüstert und zirpt. Die Edelkastanien wölben ihre graziösen Äste zum herrlichen, smaragdgrünen Dom,

lustige Weinreben klettern mutwillig an ihnen empor, flechten flatternde Guirlanden von Ast zu Ast und freuen sich wie echte, wilde Kinder ihrer Freiheit, welche hier noch kein Winzer mit Pfahl und Rebmesser bedroht! Betäubende Duftwogen quellen von den blütenstrotzenden Akazien nieder und die Bienen und bunten Falter gaukeln wie trunken um die Jasminblüten, welche sich durch das Lorbeer- und Myrtengesträuch winden.

Sibylla schließt die Augen.

Selbst zum lesen ist es zu heiß. Das Buch liegt zur Seite, die weiße, schmale Hand ruht so matt und apathisch unter dem Köpfchen, als sei sie unlustig zu allem, — selbst zum Scherzen und Kosen.

Mortimer hat anfänglich das süße, instinktive Sehnen empfunden, seinen Rohrsessel nah, ganz nah an die Hängematte der reizenden Träumerin heranzuschieben . . . aber es ist so heiß, so sehr heiß, man meidet unwillkürlich die Nähe der Menschen, man ist zu apathisch die warme, pulsierende Hand nach einer andern, ebenso erhitzten, auszustrecken . . .

Wenn es so schwül ist, wird man träge, selbst zum lieben und küßen zu faul . . .

Und so schließt auch der junge Mann sinnend die Augen und vergißt die Cigarre zwischen den

Fingern und die Zeitung auf dem Knie. Wie still, wie langweilig . . . schlafen sie?

O nein! Hinter den apathisch zurückgelehnten Stirnen wirbeln die Gedanken . . . und beide denken in dieser Stunde wohl dasselbe, ach immer wieder dasselbe, was ihnen wie ein schwarzer, trostloser Schatten schon seit Wochen das Dasein verdunkelt. Sie gedenken beide jenes einen Tages, als sie sich kennen gelernt.

Daheim wars, — kalt, neblig, ein ungemütliches Wetter.

Aber sie froren nicht; sie saßen sich im kleinen Boudoir gegenüber und sahen einander in die Augen, und wähnten, ein heißes, glühend heißes Etwas riesele ihnen plötzlich durch Mark und Bein.

Sie plauderten, so lebhaft und angeregt wie nie zuvor im Leben.

Er erzählte von seiner Heimat, zog sein Taschenbuch hervor und zeigte der jungen Dame die verschiedenen Photographieen von seinen Angehörigen, seinem Elternhaus . . . Aufnahmen des Gartens . . . und plötzlich zuckte seine Hand zurück und schob schnell ein kleines Bild in die Ledertasche des Buches zurück.

Dunkle Glut flammte über sein Antlitz, er ward

so verlegen, wie ein Knabe, welcher bei einem Diebstahl auf Nachbars Kirschbaum ertappt wird.

Das Bild einer Dane!

Sibylla hatte nur harmlos und flüchtig darauf gesehen, — nicht, daß sie etwas erkannt hätte, nur ein helles Kleid schimmerte ihr entgegen. Seine Betroffenheit erst machte sie aufmerksam und plötzlich ging es durch ihr heiß pulsierendes Herz wie ein feiner Stich . . . wie ein banges, erschrecktes Verstehen.

Das Bild seiner Liebe . . . derjenigen, welche sein Herz gewonnen . . .

Wie kalt war es ihr plötzlich! Sie schauert zusammen und wickelt sich fröstelnd in die Boa . . . sie hat plötzlich kein Interesse mehr für seine Heimat, sie scheint einsilbig . . . zerstreut . . .

Mortimer spricht desto lebhafter weiter, bis ihr zurückhaltendes, verändertes Wesen ihm auffällt. Sein Blick trifft zum erstenmal ihre Hand, welche die Boa zusammenfaßt . . . starr und erschreckt haftete sein Blick auf dem schmalen Goldreif an ihrem Finger.

Sie trägt einen Verlobungsring . . .

Ihre anfängliche, bezaubernde Liebenswürdigkeit war keine tiefere Empfindung, sondern lediglich die

Höflichkeit, welche sie dem Freund des Hauses, dem Sohn des Kompagnons entgegenbrachte.

Sie war verlobt ... und als sie es eben bemerkte mit welch' vielsagendem Blick er ihr das Bild seiner Villa zeigte und sagte: „Das ist mein Heim, nur die Krone desselben, die junge Hausfrau fehlt ihm noch!“ — Da wollte sie ihm wohl zu verstehen geben, daß sie nun und nimmermehr diese Hausfrau sein könne ...

Sie war verlobt ...

Warum hatte man ihm das nicht gesagt? Ist es ein heimliches Bündnis? —

Das indiskrete Fragen ist nicht Mortimers Art ... aber ihm ist es plötzlich, als sei es recht kalt im Zimmer, ein Schauern und Frieren geht durch seine Adern; zum ersten Mal greift er mechanisch nach der seidenflockigen Chaiselonguedecke und zieht sie über die Kniee ...

Wie kalt war es daheim; . wie kalt — —

Und nun glüht Italiens heiße Sonne über ihnen und die schwüle Luft benimmt ihnen beinahe den Atem ... und doch bleibt es in ihrer Brust so kalt, als klopfe ein Herz von Eis und Stein darin, — weh ... krampfhaft, wie ein sterbendes. Und so oft es schneller schlagen und jäh aufglühen möchte,

fällt von neuem der Rauhreif banger Qual darauf nieder.

Dann trifft ihr Blick nur seine Brusttasche, in welcher das Bild jener geheim von ihm Geliebten ruht, — und er schaut nur voll schmerzlicher Resignation nach dem Ring an ihrem Finger, und beide schweigen, beide beißen die Zähne wie in wildem Schmerz zusammen und frieren auch jetzt — in greller Mittagsglut unter Italiens heißer Sonne! —

Der Kommerzienrat hat acht Tage — hat vierzehn Tage lang voll froher Zuversicht gewartet! Sein Blick grüßt jeden Morgen voll schadenfroher Genugthuung den wolkenlosen, azurblauen Himmel, welcher für den ganzen Tag wieder große Hitze verheißt, — aber seltsam, statt daß die beiden Eisklumpen in der Brust der jungen Leute auftauen, daß Sonnenglut und Einsamkeit sie einander in die Arme treibt, werden sie immer stiller, immer einsilbiger, blasser und nervöser.

Mahlenstadt ist außer sich, seine Ungeduld erreicht den Gipfel.

Verzweifelt berichtet er in seinem letzten Brief Frau Mary von seinem Experiment und dem noch immer nicht zu verzeichnenden Erfolg.

Die Antwort der jungen Witwe erschreckt ihn ungemein.

Ihm ists, als ob er das silberhelle, lustige Lachen der holden Zauberin durch die Zeilen klingen höre.

„Aber teuerster Erwin! Welch eine barbarische Idee zwei Herzen, welche absolut nichts von einander wissen wollen, bei fünfundzwanzig Grad im Schatten, gewaltsam verschmelzen zu wollen!! Also darum Ihr Exil in Greno! Oh, daß Sie mir Ihren ungeheuerlichen Plan doch früher anvertraut hätten! Ihr Männer habt kein Talent für Liebesintriguen! Überlassen Sie mir bitte einmal die Angelegenheit! Ich glaube mit Sibyllas Herzchen genau Bescheid zu wissen, es glüht schon seit langem im geheimen für einen Adonis, welchen ich in meine Salons zog, um ihn für Sibylla beeinflussen zu können! Ich glaube nun auch bei ihm meiner Sache sicher zu sein, und darum hören Sie folgenden Vorschlag: Packen Sie sofort und reisen Sie mit Ihrer Tochter hierher zu mir, — eine Depesche meinerseits wird jenen andern, glücklicheren Adonis binnen zwei Tagen ebenfalls hier, auf dem Schauplatz kommender großer Ereignisse eintreffen lassen. Sie wollen Glut durch Glut schüren? Das ist ein ganz ver-

kehrtes Bemühen. „Les extrêmes se touchent!“ und während einer Schlittenpartie erhitzen sich die Herzen besser, als bei einer Promenade durch die Wüste! Herzen, die erfroren sind, muß man mit Schnee reiben, dann werden sie wieder warm! Also „Auf Eis!“ mit den Liebenden!! Ich bin meiner Nerven wegen hier auf Pilatus-Kulm, hoch und noch recht kühl!! Über uns die Felsen sind immer noch schneebedeckt und nach dem Tomlishorn konnten wir auch nicht wegen desSchnees gelangen, — also die Requisiten sind zur Stelle. Der Wind pfeift hier himmlisch erquickend und pustet alles zusammen was sich finden soll, Menschen giebts erst wenige, der späte Sommer dieses Jahres hält wohl die furchtsamen Seelen noch zurück, — also ungestört und ungeniert va banque! Lassen Sie mich jetzt mal bei dem Glücksspiel der verantwortliche Croupier sein!!“ —

Mahlenstadt sah beinahe verlegen aus, als er das duftige Briefchen gelesen.

Also ganz und gar das Verkehrte hatte er getroffen.

O diese Weiber! sie sind doch geborene Diplomaten. Also Sibylla längst in einen andern verliebt, und er blinder Narr merkte das nicht!

Na, nun mal mit Dampf rückwärts.

„Auf Feuer" hat nichts genutzt, nun mal „auf Eis!" wollen sehen, ob Frau Mary bessere Geschäfte damit macht.

Seit dieser Stunde klagte der Kommerzienrat über wahnsinnige Kopfschmerzen, die Hitze sei ihm unerträglich, er lechze nach einem Hauch frischer Luft, und der Sanitätsrat habe ihm geschrieben, eine Nachkur auf Pilatus-Kulm in der Schweiz sei dringend geboten.

Zu seiner Überraschung stieß er auf keinen Widerstand, im Gegenteil, Sibylla blickte sehr lebhaft, wie erlöst von heimlicher Qual empor, und dehnte die schlanken Arme mit tiefem Atemzug.

„Gott sei Lob und Dank, daß man wieder frische Luft atmen kann! Diese Hitze war unerträglich, ich freue mich unendlich auf die Abreise!"

Mortimer Trimmis blickte nachdenklich den Rauchwölkchen seiner Cigarette nach und nickte beinahe melancholisch mit dem schönen Haupt.

„Ich liebe die Hitze auch nicht sonderlich und fand, daß sie in den letzten Tagen geradezu schlapp und marode machte. Meine Nerven sind mehr auf Eis und Schnee zugeschnitten wie auf 28 Grad Reaumur im Schatten!"

Der Kommerzienrat blickte den Sprecher einen Augenblick erwartungsvoll an. Die Geschäftsangelegenheiten waren erledigt, es würde recht angenehm sein, wenn der junge Mann nun seine eigenen Wege weiter reiste.

Auch Sibyllas Blick streifte wie in fragendem Forschen ihr Gegenüber, doch Mortimer hüllte sich in blaukräuselnde Dampfwölkchen und schwieg.

„Gewiß wird es Sie reizen, erst noch die großen schweizer Städte kennen zu lernen?“ lenkte Papa Mahlenstadt mit kordialem Schmunzeln auf diplomatische Schleichwege ein! „So was muß man gesehen haben, mein junger Freund, namentlich, wenn man die Sache so bequem hat, wie Sie momentan!“

„Es wäre zu überlegen!“ nickte der Deutsch-Amerikaner nachdenklich, und unter den langen Wimpern hervor streifte sein Blick das kühle, ernste Gesicht Sibyllas wie in brennender Frage. Der Tag der Abreise kam. Man stieg in den Wagen und Mortimer sagte ziemlich unvermittelt: „Ich begleite Sie zuvor nach Pilatus-Kulm, — von da aus treffe ich meine weiteren Entschlüsse!“

„So, so!“ meinte der Kommerzienrat etwas trocken, Sibylla's Antlitz aber war plötzlich in heiße Glut getaucht und Mortimer bemerkte es mit stocken-

dem Herzschlag. Galt es ihm? Er wagte kaum diesem Gedanken Raum zu geben!

— — — Welch ein Umschwung! Welch ein greller, jäher Wechsel in der Temperatur!

Mahlenstadt hat sich selbstverständlich einen „gesunden kleinen Rheumatismus“ geholt und sich Stubenarrest diktiert, er sitzt aber ganz geduldig und vergnügt in dem eleganten Lesesalon des Hotels Pilatus-Kulm und freut sich unbeschreiblich, daß man zu allgemeiner Überraschung eine gute Bekannte aus der Residenz, die allerliebste Frau Mary hier vorgefunden.

Die kleine Witwe ist auch ein wenig erkältet, obwohl das Wetter seit etlichen Tagen herrlich ist, sie leistet dem Kommerzienrat treulich Gesellschaft, und Sibylla und Mortimer sind auf sich allein angewiesen, wenn sie Promenaden und Kletterpartien in die Umgebung machen wollen!

Frau Mary hat mit schelmischem Lächeln für die nächsten Tage einen „Dritten“ im Bunde prophezeit, eine Nachricht, welche Sibylla sehr gleichgültig, Mortimer mit einer gewissen Unruhe aufgenommen.

Der Himmel ist zwar bedeckt, aber die jungen Leute haben beide den Wunsch, die frische, köstlich reine, herbe Alpluft zu genießen.

Sie haben sich warm gekleidet, mit Bergstöcken versehen und beabsichtigen zu Fuß nach Aemsigen zu gehen.

Schweigend schreiten sie neben einander her. Der Wind erhebt sich und treibt Wolken über den Vierwaldstädtersee herzu, es wird kälter und Mortimer blickt ein wenig besorgt auf seine Begleiterin: „Frieren Sie auch nicht, Fräulein Sibylla? Es ist nicht unmöglich, daß wir in einen Schneesturm kommen!"

Sie sieht ihn lachend an, ihre Wangen leuchten so rot und frisch, die Augen blicken so klar und wundersam in die seinen, und der schmale Pfad nötigt sie dicht, ganz dicht nebeneinander zu gehen. — Bei diesem kühlen Wetter sehnt man sich unwillkürlich, eine kleine warme Hand in der seinen zu halten, und so oft wie der Weg etwas ungänglich wird, faßt Mortimer ihre kleine warme Hand und geleitet die junge Dame sorglich über das Felsgeröll.

Und als sie so nahe nebeneinander, so einsam hoch droben zwischen Himmel und Erde dahinschreiten, umgeben von der wunderherrlichen Gotteswelt, welche vor ihren Blicken die Alpriesen türmt und den schimmernden See ausbreitet, da wird es ihnen leicht und frei ums Herz, und das frische

Wehen und Klingen ringsum löst ihre Zungen, sie plaudern wieder wie am ersten Tag, und ihre Blicke finden sich, wie sie sich fanden, als sie einander zum erstenmal gegenüber standen.

Und dennoch kommt über beide wieder und wieder der bange, trostlose Schauder, als läge der Abgrund, welcher zur Seite gähnt, nicht neben — sondern ewig trennend zwischen ihnen.

Wie stark der Wind plötzlich einsetzt, wie grau es in der Luft wird, wie jählings sich die Alphäupter und Felswände ringsum verschleiern.

Es kommt ein Schneesturm! Um jetzige Zeit noch? Unglaublich, und in dem Hochgebirge doch so möglich und so wahr!

Mortimer ist nicht besorgt. Es wird zwar ein ungemütliches Gehen werden, aber sie folgen dem Bahngeleise, da ist jede Gefahr ausgeschlossen und außerdem ist Aemsigen in einer Viertelstunde erreicht.

Horch, welch ein Sausen und Klirren plötzlich in der Luft! Die Tannen beugen sich und erbrausen wie brandende Meeresflut . . . Flocken wirbeln durch die Luft, mehr, immer mehr, hui wie kalt es wird, wie glatt und schlüpfrig der Weg.

„Geben Sie mir ihren Arm, Sibylla!“

Dicht aneinander gedrängt schreiten sie dahin,

sie schmiegt das Köpfchen dicht an seine Schulter und er bemüht sich vergeblich den Schirm zu halten.

Dichter und dichter wirbelte es. Welch' ein Wetter! Welch' eine Kälte plötzlich!

Sibylla erbebt, ihre Hand zittert auf seinem Arm, da reißt er seinen Wettermantel von den Schultern und hüllt sie ein. Sie wehrt sich wohl dagegen, fügt sich aber schließlich doch, denn ihre leichte Jacke bietet solchem Graus nicht Stand. — Toller und immer toller wird der Schneesturm, Arm in Arm kämpfen sie — keuchen sie vorwärts, — durchnäßt und kalt erreichen sie endlich Aemsigen und finden Zuflucht in dem Häuschen seitlich der Bahn. —

Und kaum, daß sie sich ein wenig erholt und von hilfsbereiten Händen restauriert sind, tastete Mortimer jählings nach der Hand des jungen Mädchens und ruft erschreckt: „Ihr Ring! Sie haben Ihren Ring verloren, Fräulein Sibylla!“

„Mein Ring!“ — wie ein Aufschrei klingt es: „Um Gottes willen, der Ring! ich muß ihn wieder haben, er darf nicht verloren sein! . . .“ und sie will nach der Thür stürmen, sinnlos in den Schneesturm hinaus zu eilen.

Er hält sie beinahe finster zurück. „Welch' ein

unmögliches Beginnen! Der Ring kann doch ersetzt werden!"

„Ersetzt? Nie, niemals! Lassen Sie mich, daß ich suche!" schluchzt sie.

„Ist Ihnen dies kleine Pfand der Treue wahrlich so viel wert, daß Sie Ihr Leben darum auf das Spiel setzen wollen?" frägt er bitter und weicht finster von ihr zurück.

Sie wirft das Haupt beinahe leidenschaftlich in den Nacken.

„Das fragen Sie? Sie, der selber eine Mutter besitzt, welche er als höchstes Erdengut verehrt?!"

„Mutter?" — er sieht sie betroffen an. „Was hat eine Mutter mit diesem Verlobungsring zu schaffen?"

„Da sie ihn durch lange Jahre, durch ihr ganzes Leben hindurch an ihrer Hand getragen, wohl alles! Dieser Ring ist mir das teuerste Vermächtnis der Toten ...."

„Der Ring ... es ist der Verlobungsring Ihrer Mutter, Sibylla ... nicht der Ihre? Sie sind noch nicht verlobt ... Sie sind noch frei?!" — Wie ein Sturmwind ist es über den erst so stillen, finstern Mann daher gebraust, er hält ihre Hände

mit krampfhaftem Druck, er starrt ihr wie von Seligkeit trunken in die Augen!

Und Sibylla überkommt ein jähes Verstehen seines Irrtums, — wie ein Schleier zerreißt es vor ihren Augen.

Verwirrt senkt sie die Blicke, ihre Hände zittern in den seinen.

„Wußten Sie das nicht?“ flüsterte sie halb zur Seite gewandt.

„Nein, ich wußte es nicht . . . o Sibylla!!“ —

Ein Windstoß heulte um das Haus, die feinen Eiskörner prasseln . . . es ist kalt, empfindlich kalt, und dennoch strömt es durch die Herzen der beiden jungen Leute wie Feuer und Glut. Da ringt sie ihre Hand frei, wieder zuckt etwas wie die alte, stolze, spröde Kälte um ihre Lippen.

„Warum interessiert es Sie? Sind Sie nicht selber durch Bande der Liebe daheim gebunden“ — —

„Ich?!“ —

Wie in jäher, auflebender Hoffnung trifft ihn der glänzende Blick: „Jene Dame . . . das Bild in Ihrer Brieftasche?!“ stammelte sie.

Da lacht er wie in hellem Jubel auf: „Das bemerkten Sie, Sibylla? Nun wohl, so will ich beichten. Diese Dame ist allerdings zum Inbegriff

meines Lebens geworden! Ich liebte, liebte sie, seit ich zum erstenmal das süße Antlitz zwischen den Briefschaften meines Vaters erblickte, und ich liebe sie noch . . . mehr denn je . . . und werde sie zeitlebens einzig und allein lieben! Hier . . . sehen Sie . . . und sagen Sie, ob Sie mit dieser Wahl zufrieden sind?!“

Während er spricht hat er sein Taschenbuch aus der Brusttasche gerissen, es aufgeschlagen und ihr das kleine Bild entnommen, — mit leisem Laut der Überraschung starrte Sibylla auf ihre eigene Photographie.

„Meinem lieben John Trimmis“ — steht von der Hand des Kommerzienrats darunter, „damit er sieht, was seit sechs Jahren aus dem „Baby“ geworden!“ —

Ihre Finger beben, glühende Röte flammt über ihr geneigtes Antlitz . . .

„Sibylla!“ —

Der Schneesturm braust von der Alp hernieder, und just, als seien sie von ihm erfaßt und einander in die Arme getrieben, ruhen die beiden Herz an Herzen, — und es ist ihnen so heiß geworden, so wundersam wonnig heiß, inmitten der eisigen Luft, wie noch nie im Leben.

Hand in Hand, dicht zusammengeschmiegt sitzen sie nebeneinander auf der schmalen Holzbank und haben es vergessen, daß um sie her noch ein kurzer Winterschauer durch das Land zieht, — in ihren Herzen ist es Lenz geworden, ein so warmer, sommerlicher Sonnenglanz, wie es selbst in Greno unter den flüsternden Edelkastanien nie gewesen.

Sie warten auf den Zug, welcher sie in einer Stunde nach Pilatus-Kulm zurückbringen soll, und die Zeit wird ihnen nicht lang. Sie merken es auch nicht, daß der kurze, herbe Gruß des Winters schnell vorüberrauscht, daß die Alphäupter sich bald entschleiern und blauer Himmel über ihnen lacht.

Auch die Temperatur steigt schnell wieder zu zeitgemäßer Wärme, und als Mortimer den Verlust des Ringes bekannt gemacht und eine hohe Belohnung für den glücklichen Finder ausgesetzt hat, steigt das junge Paar, strahlend vor Glückseligkeit in den Waggon der Zahnradbahn.

Der Schaffner lacht und schüttelt den Kopf: „Über solch ein Wetter um solche Zeit!“ sagte er, „so haben's die Herrschaften gewiß noch niemals hier getroffen! Aber strenge Herrn regieren nicht lange, heut nachmittag haben wir wieder Sommer!“ —

Und hinan geht es; die steilen Felsen, noch naß

von dem schmelzenden Schnee, ragen schroff empor, die dunklen Tannen schütteln die weißen Flocken ab und die letzten grauen Dunstschleier zerrinnen über dem blauen See.

Wie schön, wie zauberhaft schön ist Gottes Welt, so schön, wie sie Sibylla und Mortimer noch nie zuvor gekannt, es ist, als ob ihre Augen jetzt erst sehend geworden wären, und was sie erblicken, ist eitel Sonnenlicht und Herrlichkeit.

Während dessen saßen Frau Mary und der Kommerzienrat sehr niedergeschlagen und trübselig am Fenster des Hotel Kulm und blickten in das wilde Schneegestöber hinaus.

Auf Marys Schooß lag noch die Depesche, welche die ominösen Worte enthielt: „Leider unmöglich zu kommen, seit gestern verlobt. Brief folgt," und darunter der Namen des schönen Sportsman, welchen die junge Witwe in ihre Salons gezogen, um ihn mit Fräulein Mahlenstadt für ewige Zeiten zu vereinen!

„Mary — ich beschwöre Sie! Geben Sie ihre so schwer zu erfüllenden, grausamen Bedingungen auf" stöhnte Mahlenstadt und preßte ihre kleine Hand an die Lippen. „Ich ertrage dieses Warten, dieses verzweifelte Hangen und Bangen nicht länger!"

Sie schüttelte traurig das Köpfchen: „Sibylla und ich passen absolut nicht zusammen, — unser häusliches Glück würde binnen ein paar Wochen in Trümmer geh'n! —

„So schicke ich sie zu Verwandten — oder auf Reisen!“

„Niemals; ich verdränge kein Kind aus seinem Vaterhaus! Sie soll freiwillig gehen und glücklich sein!“

Schritte erklingen auf dem Flur, — die Thür wird hastig geöffnet, Sibylla und Mortimer stehen auf der Schwelle.

„Endlich! endlich!“ ruft ihnen die junge Witwe besorgt entgegen. „Sind Sie halb tot gefroren?! War es nicht furchtbar draußen?!“

„Nein, es war himmlisch!“ jauchzte Mortimer, „so heiß ist es uns noch nie ums Herz gewesen, wie soeben zwischen Eis und Schnee draußen!“ und Sibylla wirft sich an die Brust des Vaters und flüstert ihm mit strahlenden Augen ein paar Worte zu.

Welch ein Jubel, welch eine selige Verwirrung, welch ein gratulieren, herzen und küssen!

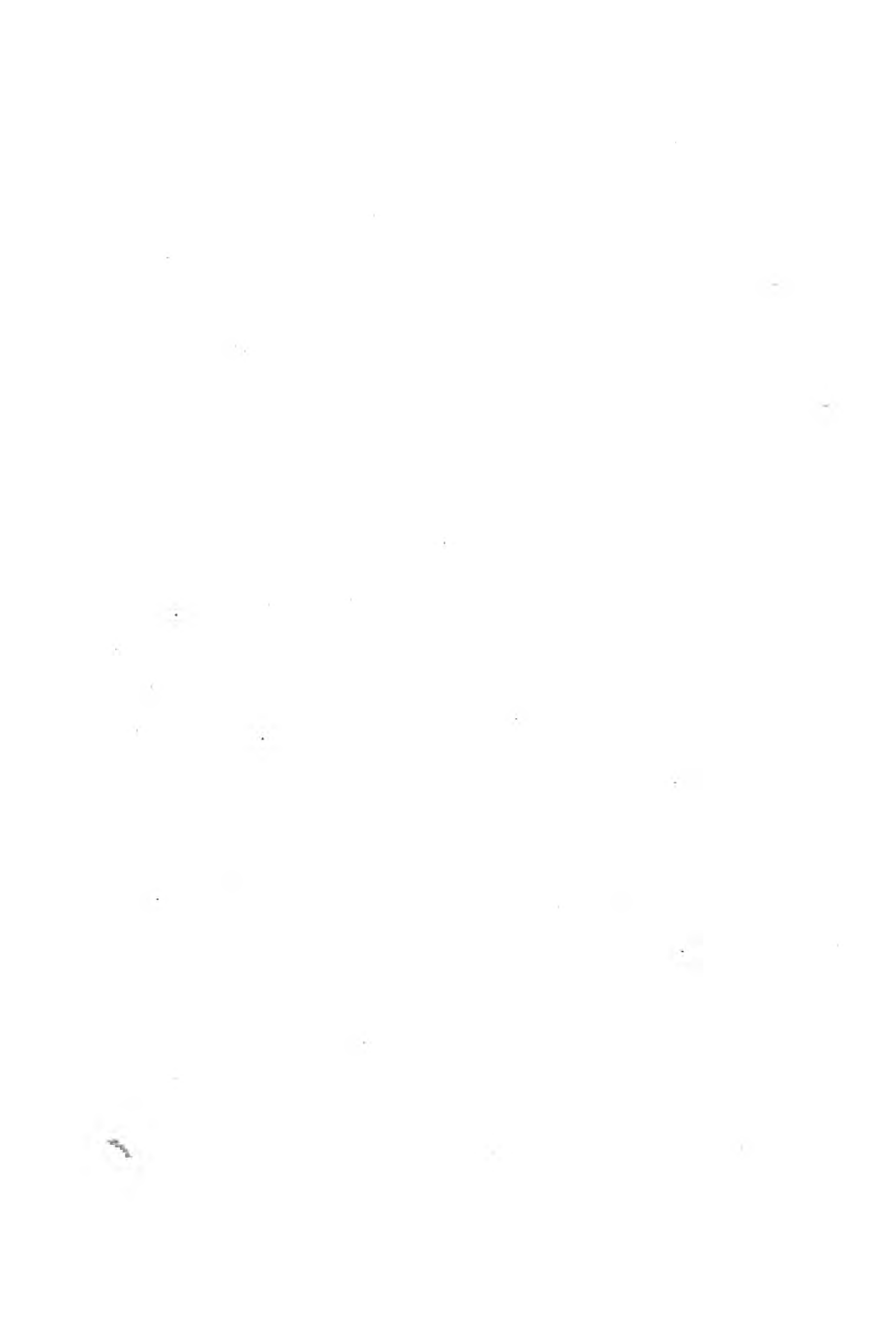
„Potz Wetter, Mary, du hast recht behalten! „Auf

Feuer" nutzte nichts, wohl aber das eigenartige Mittel: „auf Eis!" — und er umschlang voll stürmischer Freude die kluge Braut, — zum größten Erstaunen des jungen Paares.

An demselben Abend wurden jedoch auf Pilatus-Kulm zwei Verlobungen gefeiert! —



Ihr Weihnachtswunsch.





Herrliches Wetter war es, so recht dazu angethan, um in den Straßen herumzuwandern, die Pracht der Schauläden zu bewundern und viele, recht viele Weihnachtseinkäufe zu machen.

Nicht zu warm und nicht zu kalt, die Trottoirplatten trocken und die Bäume nur ganz leicht bereift, dazu klare, helle Wintersonne . . . was Wunder, wenn die Leipziger- und Friedrichstraße noch viel, viel belebter waren, als sonst, wenn sich eine schaulustige Menge in seliger, fröhlicher Weihnachtsstimmung vor den Geschäften drängte, und die Jungens mit den Hampelmännern und den „Schäfchen fürn Dreier“ geradezu glänzende Einnahmen erzielten. Nur einer wanderte still und ernst, mit einem beinahe trübseligen Ausdruck in dem männlich

schönen Gesicht, mit den großen dunklen Augen und dem eleganten Schnurrbart — durch das fröhliche Getreibe.

Die Hände in die Taschen des grauen Offizierpaletots versenkt, mit fast gleichgültigem Blick all die Herrlichkeiten der Auslagen streifend, schritt er langsam durch die Menschenmenge und blieb an der Haltestelle der Straßenbahn stehen, die erst fern am Ende der Straße sichtbar werdende, zu erwarten.

Der Oberleutnant Egon von Waldeck kannte in diesem Jahr keine richtige Weihnachtsfreude. Einsam und unbekannt weilte er, den ein Kommando auf die Kriegsakademie berufen, in der Hauptstadt, alle Kameraden waren abgereist, nur er mußte schweren Herzens zurückbleiben, denn seine Eltern weilten für den ganzen Winter in Kairo, woselbst sich die sehr zarte Mutter nach schwerer Influenza erholen sollte. —

Man hatte abgemacht, daß Egon das Weihnachtsfest bei seinem verheirateten Bruder auf dem Lande verleben solle; vor wenigen Stunden aber war eine Depesche eingetroffen: „Nicht kommen, Kinder am Scharlach erkrankt!“ —

Da war es vorbei mit all der Weihnachtsfreude, denn so sehr wie Waldeck auch alle näheren und

ferneren Verwandten, welche meist weit entfernt in seiner süddeutschen Heimat wohnten, im Geiste Revue passieren ließ, da war kein Haus, in welchem er wohl gern und glücklichen Herzens den Christbaum hätte brennen sehen mögen!

So beschloß er, trübselig daheim zu bleiben, sich selber ein bescheidenes Bäumchen zu putzen und seinem Burschen aufzubauen. — Aber das Herz war ihm schwer bei diesem Gedanken, denn seit jeher war Weihnachten sein liebstes Fest, an welchem das Herz so froh und weit wurde, welches alle Jahre — und wurde er auch immer älter — von neuem den süßen Zauber auf ihn übte, wie ehemals in der Kinderzeit, wo er noch hochklopfenden Herzens auf die Klingel des Christkindchens lauschte und der wunderholde Duft von Tannengrün und Christgebäck ihn bis in die tiefsten, glückseligsten Träume begleitete.

Und dieses Jahr?

Der junge Offizier seufzte tief auf, sein Blick schweifte traurig über die Menschenmenge und haftete plötzlich auf einem schlanken Mädchenkopf, dessen goldblonde Löckchen sonnebeglänzt unter dem breitkrempigen, von Federn umwallten Hut hervorleuchteten.

Gerade solches Haar hatte Lenore, seine Schwester. Egon blickt unwillkürlich interessierter nach der schlanken

Gestalt, welche just von dem Schaufenster zurücktritt und ihm das reizendste, rosige, zartgeschnittene Gesichtchen zuwendet. Welch ein entzückender Ausdruck der Freude verklärt es, — wie vertiefen sich die Grübchen in den Wangen beim Anblick eines Jungen, welcher ihr voll etwas zudringlicher Liebenswürdigkeit einen uniformierten Zappelmann anpreist und mit krähender Stimme versichert, „den nehme se sich man mit, Freileinchen! So ein feiner Leitnant is jrade wie jeschaffen vor Ihnen!“ — — Sie lacht, zieht das Geldtäschchen und ersteht für 20 Pfennig den Angepriesenen.

Ihre Wangen deckt jähe Röte, welche sich noch vertiefte, als ihr Blick flüchtig die nächsten Passanten mustert; Gottlob, niemand hat die kleine Szene beobachtet — Egon steht zu entfernt, um von der jungen Dame bemerkt zu werden, und so läßt sie ihren Leutnant von Pappe flink in die große Musikmappe am Arm gleiten und eilt weiter, dem Pfahl an der Haltestelle zu. Und plötzlich zögert sie und blickt auf das blasse, elende Geschöpfchen nieder, welches ihr mit blaugefrorenen Händchen einen Veilchenstrauß entgegenhält und flehentlich bittet: „Ach, liebes Freileinchen, kaufen Sie; man blos 10 Pfennig! Mein Vater ist so krank!“

Beinahe erschrocken blickt die junge Dame in das blasse, verhungerte Kindergesicht, ein Ausdruck solch tiefen, warmherzigen Erbarmens liegt plötzlich auf dem erst noch so schelmisch lachenden Gesichtchen, daß Egon fühlt, wie ihm das Blut zum Herzen schießt.

Die Fremde zieht abermals das Geldbeutelchen, entnimmt ihm anscheinend ein Markstück und reicht es dem kleinen Mädchen.

„Laß nur, du brauchst nicht herauszugeben! Ich schenke es dir zum heiligen Christ!“ sagt sie mit einer Stimme, so weich und herzlich, so rein und hell, wie Glockenklang, und sie beugt sich, nimmt das Sträußchen und streicht mit der Hand über die hageren Wangen des Kindes, welche sich vor Freude mit roten Flecken färben.

Da klirren Sporen neben ihr.

„Kann ich auch einen Strauß haben?“ fragt Egon, sucht sich unter den vielen, welche noch das Körbchen füllen, einen aus und legt einen Thaler in die bebende Hand des Kindes: „Was zuviel ist, schenke ich dir auch zum heiligen Christ!“ sagt er freundlich, und während die Kleine ihn anstarrt, wie eine Vision, klingelt die Straßenbahn neben ihnen, und Waldeck klappt höflich die Hacken zu=

sammen und tritt zurück, um die junge Dame einsteigen zu lassen.

Das herzige Gesicht ist unter dem weißen Schleier abermals heiß erglüht, ein schüchterner und doch so glänzend beredter Blick, welcher ihm im Namen des sprachlosen Kindes zu danken scheint, trifft ihn, und dann schwingt sie sich voll graziöser Hast in die Straßenbahn und nimmt in derselben Platz.

Er folgt ihr und setzt sich der reizenden Fremden gegenüber nieder.

Es ist eine Stunde, welche außer dem großen Verkehr liegt, außerdem geht jeder, der es nicht allzu eilig hat, bei dem Prachtwetter heute zu Fuß, — Egon und die junge Dame sind die einzigen Fahrgäste in dem Wagen.

Nun hat er rechte Muße, das liebe Gesichtchen verstohlen anzusehen, dieweil sie in jäher Verlegenheit das Köpfchen nach der Fensterscheibe wendet und auf die Straße schaut.

Wie reizend ist sie! Wie viel unberührte, süße Kindlichkeit liegt noch auf den weichen Zügen, wie unendlich viel des Guten und Schönen liest der ernste Blick Egons in diesem aufgeschlagenen Buch einer goldenen Mädchenseele. Noch nie zuvor hat ihn ein Gesichtchen derart gefesselt und bis ins

innerste Herz erwärmt. Eine jähe, beinahe leidenschaftliche Sehnsucht überkommt ihn, sie kennen zu lernen, und doch schließt ihm eine gewisse Scheu den Mund.

Der Gedanke, von ihr mißverstanden zu werden, ist ihm unerträglich.

Ein Herr steigt ein, wirft sich in die Ecke neben die Thür, öffnet eine Zeitung und liest. Die junge Dame hat aufgeschaut, ihr Blick begegnet dem des jungen Offiziers, und abermals erglüht sie.

Welch eine holde Verlegenheit dies stumme sich Gegenübersitzen, welch eine süße Pein, dieses verstohlene Ansehen, dieses sich Suchen und Fliehen mit den Blicken!"

Beide merken nicht, wie schnell die Zeit vergeht, und plötzlich erhebt sich die junge Dame hastig und eilt zur Thüre.

Egon hat kaum Zeit zu grüßen, noch im letzten Moment muß sie sich von dem Perron herabschwingen. Egon sieht, daß bei der hastigen Bewegung, mit welcher sie die Musikmappe faßt, etwas weißes aus derselben herausgleitet und niederfällt, jetzt als sich die Bahn schnell wieder in Bewegung gesetzt hat, kehrte sein Blick darauf zurück, — — ein Brief!

Jählings neigt er sich und hebt ihn auf.

Er trägt keine Adresse und ist unverschlossen. Soll er der Fremden nacheilen? Unmöglich, sie ist längst in dem Menschengewühl verschwunden. Mechanisch schiebt Egon den Brief in die Brusttasche.

— — Die Lampe brennt auf Waldecks Schreibtisch, und der junge Offizier sitzt vor demselben und starrt mit brennendem Blick auf den Brief der reizenden Fremden nieder, welcher vor ihm liegt.

Ist es indiskret ihn zu öffnen? —

Dieses Blatt ist ja herrenloses Gut, es enthält vielleicht nur eine Rechnung — aber auch den Namen der Dame — ihre Adresse —, dann wird er ihr das Verlorene zurückerstatten.

Mit etwas unsicherer Hand schlägt Egon den Umschlag zurück. Zwei engbeschriebene Bogen.

„Berlin, 20. Dezember 1900. Potsdamerstraße Nr. † †.“ Und nach dieser genauen Adresse die Anrede:

„Mein Herzens-Klärchen!

Soeben haben wir die große Kiste voll Geschenke für die Dorfarmen an Deine liebe Mutter abgesandt, als Großmama einfällt, daß sie keinen Zettel an die 6 Paar Wollsocken gesteckt hat! Sie sind für den alten Thiessen bestimmt, da der Ärmste ja so viel Rheuma in den Füßen hat! Ach, Klärchen, was

gäbe ich darum, könnte ich in diesen Brief hineinkriechen und zu Euch nach dem lieben Klausendorf eilen! Wir wären ja auch heim auf das Gut gereist, wenn Großmutterchen nicht gar zu erkältet wäre! Das wird ein stilles, trauriges Weihnachten für uns werden! Berlin ist ja eine herrliche Stadt, wenn man aber keine einzige bekannte Seele hier hat, wie wir, dann ist es trostlos! Großchen und ich sind ja so wie allein auf der Welt, aber in Klausendorf haben wir doch wenigstens Euch, Ihr lieben Menschen, und da giebt es so viele, für welche Großchen als Gutsherrin sorgen muß, — aber hier?! Den Portierskindern darf ich bescheren, das wird aber auch meine einzige Freude sein! Es war so gut gemeint von Großmutterchen, für den Winter mit mir nach Berlin überzusiedeln, ich soll noch singen und malen lernen und Bälle und Gesellschaften mitmachen! Das erstere geschieht ja und macht es mir auch viel Spaß, aber mit Bällen und Gesellschaften sieht es sehr traurig aus, wir kennen ja niemand! Großchen hat sich das wohl auch nicht so schwierig vorgestellt, sie ist selber ganz traurig und sagt immer: „Du bist nun 18 Jahre alt, Tassy! es ist die höchste Zeit, daß Du mal unter Menschen kommst!“ — Und damit meinte sie im Grunde ihres

Herzens wohl, es sei Zeit, daß ich heirate! Aber weißt Du, Klärchen, daran denke ich nicht, ich wüßte auch keinen einzigen, den ich mir zum Bräutigam wünschen möchte, der so ganz meinem Ideal entspräche! Weißt Du noch, wie vor vier Jahren das Manöver bei uns war, und wir die viele, reizende Einquartierung hatten? An die Zeit denke ich ewig zurück! Damals schworen wir ja beide, Klärchen — „nur einen Leutnant! —“ Mir gefiel der hübsche, dunkeläugige Dragoner so gut, entsinnst Du Dich noch? Er hatte Trauer und tanzte nicht mit, als der nette, dicke Oberst nach Tisch aufspielen ließ und Mademoiselle, Du und ich und Deine Cousine Ella so himmlisch tanzen konnten! Aber der Schönste von allen — Waldeck — (ach, ich weiß seinen Namen noch so genau, habe seine Visitenkarte als Rarität zum ewigen Andenken aufgehoben), der war hinauf in sein Zimmer gegangen, und darum weinte ich noch spät am Abend, und Mademoiselle sagte zu Großchen: „Sie 'at die Katzejammer!“ — Oh, wenn sie geahnt hätten!! Nur Du allein erfährst die Wahrheit, Klärchen! — Und siehst Du, so wie Waldeck, — so muß einmal mein Zukünftiger aussehen! So ernst, mit so schönen, dunklen Augen, so groß und schlank, so elegant und so . . . so gut! — Ja, Klärchen,

gut war er, wenn er uns beide auch noch wie Kinder behandelte; das sah ich an seiner Sorge um die armen Soldaten, welche bei der großen Übung den Sonnenstich bekommen hatten, und dann . . . erinnerst Du Dich, wie er nicht litt, daß der Gärtner den Willmers Fritze durchprügelte, weil er auf dem Apfelbaum gewesen? — Ach, das vergesse ich nie, es war gar zu brav und gut von ihm! Aber wohin verirren sich meine Gedanken! Das macht alles das trübe Weihnachten, wo jede Sehnsucht neu erwacht. Aber einen Witz muß ich Dir noch erzählen! Großchen sagte mir vor ein paar Tagen: „Nun schreib mir einen Weihnachtswunschzettel, Tassy, ich weiß ja noch gar nicht, was ich Dir schenken soll!" Mir fiel beim besten Willen nichts ein, und da machte ich mir denn einen Witz und schrieb nur auf: „Einen Leutnant!" — Großchens Gesicht war zum totlachen. Erst sah sie ganz betroffen aus und seufzte: „Ach Liebling, gerade diesen Wunsch kann ich ja beim besten Willen nicht erfüllen!" — Da lachte ich sie tüchtig aus, und werde nun aus der Stadt einen Hampelmann, wie es auch solche in Uniform hier zu kaufen giebt, mitbringen. Den baue ich dann dem Großchen auf und necke sie: „Du hast Dir ja noch viel mehr einen gewünscht, wie ich!!" — Nun

aber Addio für heute, liebes, liebes Klärchen! Ich nehme diesen Brief mit in die Singstunde und lege Dir noch einen Zettel mit den Adressen der gewünschten Musikalien ein, — meine Lehrerin weiß sicher, welche Stücke für Märchen passen und bestellt sie Euch sofort bei Bote und Bock. Und nun nochmal Addio! Wie sehr werde ich am 24. an mein geliebtes Klausendorf — an Euch, Ihr Herzens-Menschen denken! Grüß Deine lieben Eltern und die Kleinen tausendmal und schreib bald, sehr bald wieder, Deiner getreuen Tassy."

Egon starrte noch immer wie hypnotisiert auf das Briefblatt in seiner Hand.

Tassy! Die kleine Tassy Wenden aus Klausendorf, und er blinder Thor hatte sie nicht wiedererkannt! Wie sollte er auch! Das kleine, scheue Knöspchen von damals, an welches er kaum noch eine Erinnerung hatte, und jetzt, die lieblichste, wonnigste aller Rosen! — Und was sie da über ihn schrieb . . . Herr des Himmels, war das überhaupt zu fassen, zu begreifen? Dieses herzige Kind hatte sein Andenken so treulich bewahrt, ja, sie hatte sein Bild voll zärtlicher Schwärmerei als Ideal im Herzchen getragen!

Egon atmet hoch auf, seine Augen leuchten, ein

tiefer Atemzug hebt seine Brust! Wie ein namenloser, glückseliger Jubel überkommt es ihn, — es ist plötzlich Weihnachten geworden, so selige, fröhliche Weihnachten wie noch nie zuvor im Leben.

Tassy hat nur einen Weihnachtswunsch, wahrlich, er soll erfüllt werden!

Am nächsten Vormittag steht Egon vor der Wohnung der Frau Rittergutsbesitzer Wenden und zieht mit leicht bebender Hand die Glocke. Ein alter, weißhaariger Diener öffnet und starrt die überraschende Erscheinung eines Leutnants an, als wolle er zur Salzsäule werden. — „Sind die Damen zu Hause?“

„Verzeihung, Herr Leutnant . . . Fräulein Tassy ist zur Singstunde, aber die gnädige Frau sind zu sprechen!“

„Vortrefflich; hier meine Karte! Fragen Sie bitte, ob gnädige Frau sich noch der Einquartierung in Klausendorf entsänne?“

Einquartierung! In den Augen des Alten leuchtete es auf, und nach respektvoller Verbeugung hastet er, so schnell es seine alten Füße gestatten, davon. Wenige Sekunden später steht Egon in dem eleganten Salon der Frau Wenden, und „Großchen“ tritt ihm mit lebhaft geröteten Bäckchen, so jugendlich frisch

und eilig entgegen, daß es ein Blinder hätte sehen müssen, wie sehr sie sich über den Besuch freut.

Welch ein heiteres Wiedersehen, welch ein gemütliches herzliches Plaudern!

Auf die Frage der alten Dame, wie es komme, daß der junge Offizier gerade jetzt zur Weihnachtszeit in Berlin anwesend sei, erzählt Waldeck mit den traurigsten Augen, die er „auf Lager" hat, wie einsam und allein er sei, welch ein trübseliges Fest ihm bevorstehe u. s. w. u. s. w.

Die Wangen unter dem Silberscheitel der alten Dame färben sich noch höher, und die klugen freundlichen Augen leuchten lebhaft, daß es aussieht, als blitze plötzlich ein gut Teil Schelm hindurch.

„Sehen Sie, mein bester Herr von Waldeck, just so geht es auch uns! Wir sind ganz weltfremd und verlassen in dieser Millionenstadt und sehnen uns nach etwas Verkehr und Anregung. Wie gern möchte ich meiner kleinen Tassy einmal junge Gäste laden! Gerade zu Weihnachten, wo die Jugend so besonders froh und heiter sein soll! Nun will ich Ihnen einen Vorschlag machen! Wir drei einsamen Menschen wollen das Fest zusammen feiern, dann wird es nicht mehr trübselig sein! Machen Sie mir die Freude,

Herr von Waldeck, und seien Sie zum Fest, beginnend mit dem heiligen Abend, unser Gast!"

Egon küßt entzückt und dankbar die welke Hand der Greisin, und Großchen lächelte immer entzückter und aufgeregter, neigt sich vertraulich näher und flüstert: Und damit die Heiterkeit gleich in die rechten Bahnen gelenkt werde, wollen wir mit einem Scherz beginnen! Sie müssen für Tassy eine Überraschung sein! Sie stehen als verdeckte Schüssel unter dem Christbaum, ja? Wollen wir's machen, wie übermütige Kinder?!"

Er lacht mit ihr, er küßt abermals ihre Hände — sie malen sich mit immer lebhafteren Farben diesen „brillanten Witz" aus, und Egon macht ein so harmlos unschuldiges Gesicht, als habe er nie im Leben einen Brief — einen Weihnachtswunsch von Tassy gelesen! —

Er geht, — und Großchen vereidigt mit glückstrahlenden Augen den alten Johann und die Köchin, kein Sterbenswörtchen von dem Besuch des Herrn Leutnants zu verraten, sie werden als Mitverschworene in das Geheimnis gezogen, und der alte, treue Diener reibt sich die Hände und nickt feuchten Auges vor sich hin: „Wird das ein Weihnachten werden!" —

Großchen aber sitzt am Schreibtisch und trifft mit bebenden Händen noch verschiedene Anordnungen und Bestellungen, und dabei lächelt sie mit feuchten Augen: „Ach, du lieber, lieber Herrgott, daß ich dem Kind nun doch den Weihnachtswunsch erfüllen kann!“

— — Tassy hatte an Klärchen nur wenige Zeilen geschrieben: „Habe soeben Waldeck in der Straßenbahn wiedergesehen! Er ist es! er muß es sein! Ich kann mich nicht täuschen! — O, Klärchen — welch einen Augenblick war das, und er ist noch ebenso brav und gut wie damals, er beschenkte ein armes Kind! — Ich bin zu aufgeregt, um mehr zu schreiben! Nach dem Fest ausführlich! Deine furchtbar glücklich-unglückliche Tassy!“

— — Und nun saß die junge Dame in ihrem dunklen Zimmer und starrte gedankenvoll auf die lichterhelle Straße hinab, dieweil Großchen sehr geheimnisvoll im Weihnachtszimmer beschäftigt war.

Die Köchin Jette hatte darauf bestanden, daß das gnädige Fräulein das himmelblaue Kleid anziehe, weil Großchen es so liebe, — und seufzend hatte Tassy gehorcht. Ach wie weit ab waren ihre Gedanken, nur einen Weg nahmen sie noch, zu ihm!

und sie faltete die Hände und blickte zu dem klaren Nachthimmel empor.

Da ertönt im Salon die Klingel mit hellem Klang, und so, wie sie es seit Kind auf gewöhnt, um Großchen zu erfreuen, stürmt das junge Mädchen zur Thür. Die alte Dame tritt ihr entgegen: „Wir singen und lesen die Christandacht heute zum Schluß“, sagte sie, „erst kommt der Aufbau!“ Nach zärtlichem Kuß tritt Tassy dem strahlend hellen Lichterbaum entgegen, plötzlich aber stockt ihr Fuß, mit weit aufgerissenen Augen, als sähe sie ein Gespenst, die Hände gegen das Herz gepreßt steht sie und starrt auf den jungen Offizier, welcher ihr mit leuchtendem Blick unter den Tannenzweigen entgegenlacht.

„Grüß Gott, mein gnädiges Fräulein!“

„Herr von Waldeck!!“

„Kind . . . du erkennst ihn wieder?!“

„Fräulein Tassy . . . Sie haben mich nicht vergessen?“

Hand in Hand stehen sie, — und über ihnen in der Wohnung des zweiten Stocks, erschallen jubelnde Kinderstimmen: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!!“

Welch ein Übermaß der Freude und Heiterkeit,

als Tassy ihre erste Betroffenheit überwunden und mit glühenden Wangen, in der alten, kindlichen Freude sich voll und ganz dem Entzücken dieser Stunde hingiebt. — Nein, solch einen heiligen Abend hat sie noch nie erlebt, noch nie! Und Egon kann nicht satt werden, ihr in die strahlenden Augen zu sehen, diese beiden schönsten Christsterne — welche ihm jemals erstrahlt sind!

Wieviel haben sie nicht einander zu erzählen, wie viele schöne Pläne schmieden sie nicht für den Winter! Waldeck erbietet sich, die Damen in Theater und Konzerte zu begleiten, ja, er versichert, daß Fräulein Tassy mit ihm auf dem Opernhausball tanzen müsse, ob wohl das gnädige Fräulein gern mal einen Ball besuchen möchte?" und dabei sieht er sie so absonderlich neckend und schelmisch an, daß es Tassy sicher auffallen müßte, wenn sie nicht gar, gar zu selig zerstreut wäre! — Welch ein Weihnachtsabend! — Und morgen wird er sie zum Schlittschuhlaufen abholen, und wird zu Tisch bleiben, und so fort — alle Tage — so lange wie sein Urlaub dauert, — und dann kommt er auch noch oft . . . sehr oft . . . er hat schon jetzt dazu um Erlaubnis gebeten . . . ach, und wie hat er sie dabei angesehen, — wie lange ihre Hand in der seinen gehalten . . .

Als er gegangen, wirft sich Tassy mit glückzitterndem Herzen an Großchens Brust. „Wie hast du es gemacht, du Liebste, mir gerade diesen Wunsch zu erfüllen?“ — Da lächelt die Greisin mit einem Blick zum Himmel: „Ich gab deinen Wunschzettel dem Christkind, — und das kann übermütigen kleinen Mädchen sogar einen Leutnant bescheren!“



Gisela!

Es war eine verhältnismäßig kühle, regnerische Nacht.

In dem Maisfeld, dessen hohe Stengel niedergetreten waren, um die morastige Erde, so gut es ging, zu decken, lagen die zu Tode erschöpften Truppen, welche in rastlosen Eilmärschen vorgegangen waren, ein Boxernest auszuheben und schwer bedrängten chinesischen Christen Rettung zu bringen.

Die Mannschaften lagen trotz der Nässe und des fein herabrieselnden Regens in tiefem Schlaf, die Posten schritten leise auf und nieder, die benachbarte Theeplantage mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtend, während drei Offiziere sich auf einem Haufen Maisstroh eng zusammengesetzt haben, um bei einem Schluck aus der Feld-

flasche die Müdigkeit in geflüstertem Gespräch zu überwinden.

Sie sind sich der großen Gefahr ihrer Situation allzusehr bewußt, um sich ruhig dem Schlaf hingeben zu können.

Das Schicksal hat auf diesem kleinen Fleckchen Erde in Feindesland drei Menschen zusammengewürfelt, welche sich nie zuvor im Leben geschaut, welche sich kaum dem Namen nach kennen und welche sich dennoch im ernsten Kampf auf Tod und Leben, in Stunden höchster Gefahr und im Verfolgen ein und desselben hohen Zieles, ihren bedrohten Glaubensgenossen Hilfe und Rettung zu bringen, als treue Waffenbrüder fest und innig verbündet haben.

Ein Deutscher, ein Engländer und ein Italiener. Nachdenklich blickten die drei jungen Offiziere in das Dunkel der Nacht hinaus, sich frierend in die Mäntel wickelnd, still und ernst, als seien ihre Gedanken weit ab von hier, fern in der Heimat bei den teuren Lieben, von welchen sie einen Abschied für ewig genommen.

Wer weiß, was die nächste Stunde bringt. —

„Es ist schade, daß wir kein Feuer anzünden dürfen!“ sagte endlich der Italiener mit einem

leichten Seufzer: „Wenn es hell und warm ist, verlieren sich die Gedanken nicht in dem grüblerischen Sinnen, wie es jetzt, bei dieser toten, schwarzen Dunkelheit der Fall ist! Ein Sinnen, welches viel zu melancholisch ist, um in unsere Situation zu taugen!“

„Warum soll ein Soldat vor der Stunde blutiger Entscheidung nicht ernsten Gedanken nachhängen?“ entgegnete der Deutsche leise. „Kein Augenblick im Leben ist so dazu geschaffen, über sich und die Vergangenheit nachzudenken, wie die letzten Stunden vor einer Schlacht. Da zieht alles, was uns das Leben an Glück und Leid gebracht, noch einmal wie ein Schattentanz an uns vorüber, wir durchleben in Minuten, die Jahre, welche uns ehedem so schwer, oder so leicht geworden, und machen unsre Rechnung mit Erde und Himmel!“ —

„Sehr richtig,“ nickte der Engländer, „so sichtet ein Kaufmann am Ultimo die Rechnungen und geht in sich, wenn er schlecht gewirtschaftet hat. — Bei den Einnahmen verweilt er länger und lieber wie bei den Ausgaben, so wie unser Herz sich in der Scheidestunde besonders gern an Glück und Sonnenschein erinnert.“

„Glück und Sonnenschein!“ wiederholte der

Italiener schwärmerisch, „in welch einem Menschenleben wäre nicht die Liebe der Inbegriff alles Glückes gewesen!“ —

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann fragte der Engländer leise: „Sind die beiden Herren Kameraden verheiratet?“

„Nein!“ —

„Auch ich nicht.“

„Und dennoch glaube ich, daß sich unser aller Gedanken in dieser Stunde mit einem Weibe beschäftigten!“

„Sie mögen recht haben!“ —

„Freunde!“ rief der Italiener heißblütig, „wes das Herz voll ist, des geht der Mund über, und es giebt keine größere Wohlthat, als wie von dem zu sprechen, was unsere Seele so ganz erfüllt! Wir sind einander zwar fremd, wie drei Blätter, welche ein Sturmwind aus Nord, Ost und Süd über das Meer zusammengefegt, unsre heimatlichen Schollen liegen weit getrennt, und außer unsern Gesichtszügen kennen wir nichts voneinander, kaum die Namen, welche wir uns flüchtig nannten. Dennoch sind wir in dieser Stunde Brüder, Menschen, welche bereit sind, vielleicht in nächster Stunde schon vor Gottes Thron zu treten! — Warum wollen wir uns auf dieser

Welt so fremd bleiben? Laßt uns plaudern, Kameraden, laßt uns das Glück genießen, von Glück und Liebe zu sprechen! Nicht wie sonst, leicht und frivol beim Glase Wein, nicht von flüchtigen Episoden und kurzem Sinnenrausch, sondern von jener echten, heiligen Weihestunde, in welcher die wahre Liebe unsern Weg gekreuzt!" —

Der Deutsche reichte dem Sprecher herzlich die Hand. „Ich verstehe und billige Ihren Wunsch! Es ist ein Schönes um solch ein Rückerinnern und Bekennen!" —

„So beginnen Sie, Kamerad!" stimmte der Engländer langsam zu. „Wir wollen in dieser Stunde ehrlich sein, wir wollen in treuem Gedenken das liebliche Weib feiern und ihm danken, daß es in unser Leben den hellen Glanz der Liebe trug!" Der Deutsche lehnte das Haupt nachdenklich in das knisternde Maisstroh zurück und ließ die Wimpern tief über die sonst so strahlend blauen Augen sinken.

„Ich habe geliebt manch schönes Kind —
Und manchen braven Gesellen,
Wo sind sie hin? — Es saust der Wind,
Es wandern und schäumen die Wellen!"

recitierte er träumerisch und fuhr nach kurzem Sinnen langsam fort: „Es ist etwas Sonderbares um die

erste, junge, zauberische Liebe! Aus dem glänzenden Schwarm all der schönen Weiber, der tugendhaften Engel und der verlorenen Seelchen, welche ich im Leben angeschwärmt, geliebt und geküßt habe, taucht jetzt, in dieser ernsten Stunde, wo es keine Selbsttäuschung giebt, ein schlankes, blondes Kinderköpfchen auf, — die lachende Sonne, um welches die Jahre meiner Kindheit kreisten. Und denke ich in diesem Augenblick zurück an all die verführerischen Schönen, welche mich beglückt und entzückt haben, an deren Lippen ich mich satt küßte, so wird es mir mit immer seligerer Gewißheit zur Überzeugung, daß die einzig wahre, heilige Liebe, welche mich je durchschauert, — einem . . . Kind gegolten! Meine erste Liebe! Wie viel liegt zwischen dem Einst und Jetzt, und wie ewig unvergeßlich ist sie mir dennoch geblieben, als schimmere jetzt noch ihr weißes Kleidchen durch die Fliederbüsche im Garten, als riefe der Kuckuck in diesem Augenblick noch über uns im deutschen Buchenwald! —

Wir waren Nachbarskinder; die kleine Gisela, das Töchterchen unsres Regimentskommandeurs, hatte es mir auf den ersten Blick angethan. Ich entsinne mich genau, wie ich in den Salon meiner Mutter gerufen wurde, um der Kleinen als künftiger

Spielgenosse vorgestellt zu werden. Sie stand auf, als ich eintrat, kam mir entgegen und reichte mir mit einem unbeschreiblich lieben Lächeln die Hand. Die langen blonden Haare leuchteten in dem Sonnenlicht, welches sie just durch das Fenster traf, wie geschmolzenes Gold, und die großen, türkisblauen Augen blickten mich an, wie ein Stückchen Himmel, welches Engelshände auf die Erde getragen.

Ich war ein wilder, ungefüger Schlingel damals, ‚ein rechter Straßenbub‘ wie meine Mutter mich vorstellte, ein Ausdruck, über welchen ich zum erstenmal im Leben errötete, — und ich weiß noch, daß ich selber aufs peinlichste berührt auf meine schmutzigen Stiefeln niederstarrte.

Von jener Stunde an, machte sich eine große Wandelung an mir bemerkbar, aus dem Straßenjungen ward ein Dandy, welcher sich sogar freiwillig die Hände wusch und Haare bürstete, wenn es in den Nachbarsgarten zu Gisela ging!

O wie viel unbeschreiblich schöne Stunden verlebten wir dort im Spiel, angestaunt von meiner Mutter, welche es nie für möglich gehalten, daß ihr wilder Bub jemals eines Mädchens zahmer Spielkamerad sein könne.

Gisela war sehr zart und kränklich, alles Toben

und Springen war ihr streng untersagt, und wenn mir das anfänglich auch recht langweilig und beinahe unerträglich schien, so änderte ich plötzlich meine Ansicht dahin, daß solch ein tolles Knabenspiel für eine Gisela geradezu undenkbar sei.

Wie die Verkörperung einer kleinen, duftigen Blumenelfe, eines süßen Engels erschien sie mir, bei welchem jede Bewegung milde Anmut und Grazie, jedes Wort Güte und Liebe, jeder Blick eine stille, seelenvolle Innigkeit war.

Die Gegensätze berühren sich! — So auch bei uns grundverschiedenen Kindern, welche sich ergänzten wie zwei für einander geschaffene Hälften, welche sich anstaunen und bewundern, eines die Eigenart des andern.

Die Überfülle meiner Kraft, Gewandheit und Furchtlosigkeit entzückte das bange, liebliche Kind, und ich fühlte mein Herz in stolzer, mutiger Freude, hochaufschlagen, wenn ich als heldenhafter Schützer und Helfer die Schwachheit schirmen konnte.

Bald erglühte mein Herz in der ersten, mir selbst noch unbegreiflichen Leidenschaft einer ersten, allerersten Liebe.

Ich wälzte mich auf dem Lager und biß in die Kissen, wenn ich an Gisela dachte, ich prügelte einen

jeden andern Jungen, welcher verächtlich über die Mädchen sprach, halb zu Tode, ich las die Maria Stuart und vergoß heimliche Thränen dabei, ja — ich quälte und zermarterte mein armes Hirn, um Reime zu finden, denn daß ich dichtete — auf Gisela unsterbliche Verse dichtete, deuchte mir völlig unerläßlich.

Die drei Jahre unseres Zusammenseins verflogen wie ein Traum.

Die Trennungsstunde schlug und zum letztenmal stand ich in dem Garten, in der Fliederlaube, unserm Lieblingsplätzchen und hielt die zarten bebenden Hände des blonden Elfchens in den meinen.

Nie hatte ich in Erfahrung bringen können, ob Gisela mich lieb hatte, — so lieb wie ich sie. Ihre großen, wundersamen Augen leuchteten so oft in feuchtem Glanz, wie in Thränen schwimmend, und so lieb, so lang und sinnig wie jetzt, hatte sie mich oft angesehen, vielleicht nicht ganz so traurig wie in diesem Augenblick. Eine gewiße, anbetende Scheu und wohl auch die Verlegenheit des halbwüchsigen Jungen hatten mich stets davon abgehalten, der Freundin zärtlich zu begegnen, mir ist es auch jetzt noch ein Rätsel, wo ich in der Abschiedsstunde den Mut nahm, — aber ich hatte ihn plötzlich! ich zog

die schlanke Gestalt jählings in meine Arme und küßte die weichen, keuschen, zarten Lippen — dann stürzte ich davon wie ein Sünder, welcher Gericht und Henker fürchtet. Nie habe ich erfahren, ob sie mir zürnte, oder ob sie mir gut war, das Leben trennte uns für ewige Zeit, und die Jahre mit all ihrem Wechsel und Wirbel drängten die Erinnerung in das tiefste Herzenswinkelchen zurück. — Ich habe seit jener Abschiedsstunde in der Fliederlaube manch schönen Mund geküßt, aber so heiß und heilig rein wie damals hat mein Herz nie wieder dabei gebrannt, und wenn ich nach Jahren oft meine Lippen auf den Sammtkelch einer Rose drückte, so war es mir plötzlich, als bebte Giselas zartes Mündchen abermals unter dem meinen, und das Herz that mir weh in heißem Sehnen nach ihr, — nach der fernen Kinderzeit uud meiner ersten, wahren und einzigen Liebe! — Und jetzt, angesichts eines blutigen Morgenrots, welches vielleicht den Tod auf seinen Flügeln trägt, versinken all die strahlenden, lockenden Bilder jener Weiber, welche mein Dasein beglückt, vor dem blassen, frommen Kindergesichtchen jener Einzigen, welche ich wahrhaft im Leben geliebt! Mein letzter Gruß gilt Dir, o Gisela!" — Der Sprecher hatte sich erhoben, er stand und breitete

die Arme nach der Heimat aus, und seine Stimme bebte in leidenschaftlicher Erregung, als gälte es für ewig Abschied zu nehmen.

Und dann warf er sich zurück auf das feuchte Stroh und stützte das Haupt in die Hand, — und ein Seufzer rang sich aus tiefster Brust: „Ach daß ich wüßte, ob sie mich jemals geliebt hat! Wie gern ginge ich in diesem seligen Glauben in den Tod!“ —

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann erklang die melodisch weiche Stimme des Italieners: „Wie wundersam gemahnt mich der Namen ‚Gisela‘ auch an meine unglückliche Liebe!“ sagte er leise, „an jenes lichte, liebreizende Mädchen, welches so flüchtig nur meinen Lebensweg gekreuzt, und welches dennoch einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, so wahr und einzig, daß ich in dieser ernsten Stunde an keine andere denken kann, als wie an sie! Seltsam, daß nicht diejenigen, welche uns die Liebe genießen lehrten und purpurne Rosen in das Leben flochten, den meisten Anspruch auf unsre Treue und Anbetung machen können, sondern die, welche uns in erster Linie Achtung und Bewunderung und das zärtliche Gefühl einer Demut lehrten, mit welcher man das Knie vor einer Heiligen beugt.

Ich muß es zu meinem Bedauern sagen, daß es keine Landsmännin von mir war, welche in meinem Herzen eine Liebe entzündete, welche ihre Weihe selbst bis in diese Stunde ernsten Rückerinnerns erstreckt. Um meine angegriffene Gesundheit aufzubessern, hatte ich längeren Urlaub genommen und hielt mich den Winter über in San Remo auf. Ich hatte meine Jugend vielleicht allzu ungestüm genossen, und eine fatale Ernüchterung und Übersättigung war an Stelle der sprudelnden Lebenslust getreten. Die Frauen, welche ich kennen gelernt, waren zumeist nicht dazu angethan, meine Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht zu erhöhen, Mutter und Schwestern besaß ich nicht, was Wunder, wenn ich keine hohe Meinung von den Schönen besaß. In recht pessimistischer Stimmung saß ich auf einer Bank an der Promenade, als zwei Damen an mir vorüberschritten. Die eine älter, vornehm, sehr reserviert, die andere jung, schlank, der Inbegriff aller engelhaften Anmut. Das blonde Haar umrahmte ein süßes, blasses Antlitz, in welchem zwei blaue Augen träumten und eine schmale, weiche Lippe lächelten, so keusch, so unberührt und edel wie auf dem Bilde einer Madonna. — Anfänglich war ich überrascht, dann interessiert, bald aufs äußerste

ergriffen. Ich lauerte den Damen auf, ich folgte ihnen wie ein Schatten, ich setzte Himmel und Hölle in Bewegung mit ihnen bekannt zu werden, — vergeblich. So entgegenkommend wie alle andern Frauen stets mir gegenüber gewesen, so unnahbar erwiesen sich diese beiden Fremden. Ein Zufall kam mir zu Hilfe; ich fand ein Armband, welches der Mutter meiner blonden Madonna gehörte, und stellte es ihr zu. — Schwer, sehr schwer fiel es mir, diese erste Bekanntschaft zu einem Verkehr zu gestalten, endlich gelang es mir, und die Zeit, welche nun folgte, gehört zu den schmerzlich süßesten Erinnerungen meines Lebens. Ich, der Welt- und Weiberverächter lernte an Ideale glauben! Gisela war die verkörperte Engelsgüte gegen mich, aber kein Blick, kein Wort verriet mir, daß sie mehr für mich fühle, wie höfliches Interesse. Ja, eine Äußerung der Mutter ließ mich vermuten, daß ihr Herz bereits einem Anderen gehörte. So unglücklich meine Liebe einerseits war, so segensreich war sie doch auch für mich, denn sie wirkte veredelnd, läuternd und verklärend auf mein ganzes Sein und Wesen. Ich lernte an die wahre, heilige und edle Weiblichkeit glauben, ich ward unter dem Einfluß des engelhaften Mädchens ein anderer, besserer Mensch. Es gab keinen leiden-

schaftlicheren Wunsch für mich, die Holde mein eigen zu nennen, aber eine unerklärliche Scheu und Verzagtheit schloß mir den Mund, bis es eines Tages zu spät war. Der Kellner teilte mir mit, daß die Damen eine Depesche erhielten und umgehend abgereist seien. Wohin? Er vermutete nach Rom.

Ich war außer mir, verzweifelt, haltlos wie eine Rebe, welcher man Halt und Stütze genommen. Ich eilte nach Rom, — ich suchte wochenlang die Spur der Entschwundenen, ich schrieb nach Deutschland, — alles vergeblich. Mein Urlaub war zu Ende, das alte Leben in der Garnison, der Dienst nahm mich in Anspruch, — ich lernte mich in das Unabänderliche fügen. Aber vergessen lernte ich nicht. Und heute, wenn ich zurück blicke auf mein Leben, welches so reich an Frauengunst und roten Rosen war, ist es doch nur Eine, die keusche, priesterlich weiße Lilie, welcher all mein Sehnen, meine treue, anbetende Liebe gilt! Gisela, du lichte Huldgestalt, welche mir einst den Glauben an die Engel zurückgeschenkt — Dein gedenke ich in dieser Stunde, welche vielleicht meine letzte ist!" — Der Sprecher hob in seiner lebhaften, schwärmerischen Weise die gefalteten Hände, als ob er vor einem Heiligenbild das letzte

Gebet spräche, — dann schloß er die Augen wie im Traum.

Der junge Deutsche hatte ein paarmal die nervös bebende Hand gehoben, als wolle er sie unterbrechend auf des Italieners Arm legen, aber er hielt sich gewaltsam zurück, preßte schwer atmend die Lippen zusammen und schwieg.

Der Engländer hatte ohne jedwedes Zeichen von Anteilnahme in die Dunkelheit hinausgestarrt. Jetzt hob er ruhig das Haupt und sprach: „Und nun hört von meiner Liebe, Kameraden. Mir deucht, ich erzähle das Schlußkapitel zu einem Roman. Meine jüngste Schwester war in einer deutschen Pension erzogen, und als mein Vater mich zur Erweiterung meiner Kenntnisse und Bildung nach Deutschland schickte, gab mir Mabel verschiedene Empfehlungsbriefe an gute Freundinnen mit, in deren Häusern sie sich anregenden Verkehr für mich versprach.

In Berlin öffnete sich mir auf diese Weise das Haus eines hochgestellten Mannes, in welchem ich besonders viel — bald nur ausschließlich noch verkehrte.

Ich war weit entfernt, mich selber darüber zu täuschen, daß der Magnet, welcher mich so haltlos

in den weichen, dämmerigen, blütendurchdufteten Salon zog, die junge Frau des alternden Lebemannes war. Schon bei unserer ersten Begegnung machte sie auf mich einen tiefen, wundersamen Eindruck. — Ich kam etwas verspätet zu meiner Visite. Die Herrschaften hatten sich soeben von einem Diner erhoben, doch wollte mich der Diener trotzdem melden, weil die gnädige Frau, welcher mein Besuch angemeldet war, mich erwarte.

So befand ich mich plötzlich in einer Gesellschaft, deren Sektlaune den Höhepunkt erreicht zu haben schien. Elegante, genußsüchtige Männer, welche der Devise zu huldigen schienen: ‚erlaubt ist, was gefällt!‘ — und schöne, kokette, leichtlebige Damen, welche den Flirt zum Inbegriff ihres Daseins gemacht zu haben schienen, — alles in allem ein tadelloser, aber äußerst animierter Kreis. Und inmitten dieser weinerhitzten Gesichter, dieser glitzernden Pracht und verführerischen Musikweisen die Gastgeberin, eine schlanke, stille, bleiche Frau, mit dem müden Lächeln der Dulderinnen, dem wehen, thränenglänzenden Blick stiller Resignation.

Weiß und farblos in zarte, flaumige Spitzen gehüllt, das blonde Haar wie einen Glorienschein um die Stirn gelockt, schwebte sie mir entgegen wie

eine Taube, welche im Sturmwind weit ab in eine fremde Welt verschlagen.

Nein, sie paßte nicht in ihre Umgebung, am wenigsten an die Seite ihres Gatten, welcher wohl nur in einer unbegreiflichen Laune diese Hohe, Tugendreine an sich gefesselt hatte.

Die Ehe war sehr unglücklich, wie ich bald erfuhr. Dabei war die junge Frau leidend, sehr leidend, und ihr brutaler Gatte nahm nicht die geringste Rücksicht darauf, riß sie hinein in das nervenmordende Taumelleben einer Großstadtgeselligkeit und verlangte, daß sie all seine Passionen, die leichtlebigen und frivolen, teilte.

Die Arme litt sichtbar, seelisch wohl noch mehr als körperlich, aber sie ertrug ihr schweres Schicksal mit wahrer Engelsgeduld, und nie habe ich aus ihrem eignen Munde ein Wort der Anklage gegen den Gatten gehört.

Das aber las ich dennoch zwischen ihren Worten heraus, daß sie die reiche Ehe nur geschlossen, um den verzweifelten Bitten ihrer Mutter nachzugeben, welche nach dem Tode ihres Mannes in sehr bedrängten Verhältnissen lebte und noch drei unmündige Söhne zu versorgen hatte.

Eines Tages kam ich in der Dämmerung zu der blonden, blassen Frau.

Sie saß am Flügel und spielte in leiser, träumerischer Weise Kinderlieder, eine liebe, schlichte Melodie nach der andern.

Ich war zuerst überrascht durch diese sonderbare Art der Musik; als sie sich müde und wankend erhob, mir die durchsichtig blasse Hand zu reichen, erschrak ich über den Ausdruck ihres Gesichtes. Nicht nur die sanfte Schwermut glänzte wie sonst aus ihren Augen, es lag etwas Überirdisches, herzzerreißend Verklärtes darin.

„Sie wundern sich, daß ich in längst entschwundenen Zeiten seliger Kindheit lebe?“ — lächelte sie müde und winkte mir an ihrer Seite Platz zu nehmen. „Ich habe für gewöhnlich keine Zeit dazu, — heute aber ist mein Mann ohne mich zu dem jour-fix einer Bühnenkünstlerin gefahren, und so konnte ich mich noch einmal zurückträumen in ein verlorenes Paradies.“ —

„Sie waren glücklich als Kind, gnädige Frau?“ — fragte ich leise.

Sie nickte mit strahlenden Augen: „O Gott, wie glücklich!“

„Und jetzt sind Sie es nicht?“ — Die ver-

hängnisvolle Frage war gethan; ich wußte selber nicht, woher ich den Mut genommen, sie zu stellen, aber das Herz brannte mir in leidenschaftlichem Weh, und die so lange gewaltsam unterdrückte Liebe zu dem engelhaften Weibe loderte empor mit Ungestüm.

Sie sah mich mit einem wundersam ruhigen Blick an: „Ein Jeder ist ja selber seines Glückes Schmied, und mir ward ein Loos, welches ich selber wählte.“

„Wählen mußte!“ stieß ich durch die Zähne hervor.

Sie lächelte mit farblosen Lippen: „Gleichviel, ich trage das Unvermeidliche und weiß, daß auch ich einmal das erlösende Ziel erreiche.“

„Und warum dieses Martyrium?“ brauste ich auf. „Warum werfen Sie die unerträglichen Fesseln nicht von sich? Warum wollen Sie nicht an der Seite eines Sie liebenden, vergötternden Mannes glücklich sein, geliebt und selber liebend, wie es das Recht der Schönheit und Jugend ist?!“

Sie schüttelte resigniert das Haupt und blickte mit fiebrisch leuchtendem Blick an mir vorüber in das Leere —: „Es giebt eine Blume, eine sagenhafte Blume in den Antillen, die trägt nur ein ein-

ziges Mal eine Blüte, geheim und still verborgen im tiefen Dunkel der Nacht. Und diese Blüte duftet so betäubend süß und stark, als ströme die ganze Seele in zärtlicher Sehnsucht aus dem zarten Kelch, dem stolzen, leuchtenden Sonnengott entgegen, welchen sie liebt und ruft mit dem zitternden Hauch ihres Odems. Immer sehnender, immer gewaltiger duftet sie, bis die Blätter erzittern unter den Schauern des Todes, und die Blume sterbend das Haupt zur Erde neigt, — die Eingeborenen sagen: ‚Sie hat sich zu Tode gesehnt nach der Sonne.‘ — — Auch unter den Menschenblumen giebt es ihre Art. — Vor langen Jahren hat mein junges Herz eine einzige Blüte still geheimer Liebe getragen, die duftet noch jetzt in dem wehen, süßen Hauch unauslöschlicher Erinnerung. Und wenn ich sterbe, würden die Menschen auch von mir vielleicht sagen, ‚sie hat sich zu Tode gesehnt nach der Liebessonne.‘“ —

Sie schwieg, und ich preßte in jäher Qual die Lippen zusammen. Meine Ahnung hatte mich nicht getrogen, sie krankte an einer traumhaften Liebe dahin.

„Und darum spielten sie die Kinderlieder?“ — fragte ich mechanisch, ohne Sinn, nur um etwas zu sagen.

Eine heiße Glut stieg jählings in ihr marmor-

weißes Angesicht; beinahe erschrocken sah sie mich an. Dann ward sie wieder ruhig und gefaßt wie zuvor. Sie nickte.

„Halten Sie es für unmöglich, daß man sich als vierzehnjähriges Kind in einen Jugendgespielen, der kaum älter war, verlieben kann? Ich wußte wohl damals selber kaum, daß es Liebe war, — als er aber beim Scheiden meine Lippen küßte . . .“ Sie unterbrach sich und errötete abermals wie ein junges Mädchen, ihre Augen leuchteten wie verklärt, dann schüttelte sie langsam das goldflimmernde Köpfchen und fuhr leise fort: „Denken Sie nicht falsch von mir, jener Kuß bedeutete für ihn nur einen Abschied und ich habe ihn auch nie im Leben wiedergesehen. Tausend andere Backfischchen würden ihn vergessen haben, — ich aber habe wohl eine Blume der Antillen als Geschenk einer dreizehnten Fee in die Wiege gelegt bekommen, — ich kann nicht vergessen und sehne mich zu Tode nach dieser ersten, einzigen Liebessonne!“

Ich faßte jählings ihre Hand. „Sagen Sie mir, wo ich ihn finden kann, — er soll kommen — die Sonne soll Ihnen aufgehn —!“ stieß ich außer mir hervor.

Abermals schüttelte sie langsam das Haupt:

„Niemals. Die lange, einsame Nacht liegt bald hinter mir, und wenn das Morgenrot die Wolken säumt, ist die Blume welk und tot. — Nun aber fort mit diesen Gedanken! Das haben die alten, lieben Lieder verschuldet, daß mein Herz so weich und mitteilsam geworden. Wir wollen von heitern Dingen plaudern, von Ihrer Schwester Mabel, ihrem kleinen Sohn und ihrem großen Glück!“ — Sie erhob sich, berührte den Knopf der elektrischen Leitung, und das dämmerig stille Boudoir erstrahlte in hellem Licht. —

— — Der Sprecher machte eine kurze Pause, sein Blick ruhte starr auf den Zügen des deutschen Kameraden, als wolle sein scharfer Blick die Dunkelheit durchdringen, dann fuhr er schwer atmend fort: „Es war das letzte Mal, daß ich ihre weiche, sanfte Stimme gehört, ihre wundersam berückenden Augen geschaut. Sie erkrankte, schwer und unheilbar, — und als ich nach drei Wochen mit einem Strauß Rosen vor der Thür stand, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, führte mich die weinende Diakonissin an das Lager einer Toten. Die weiße Märchenblume hatte sich zu Tode gesehnt nach der Liebessonne, in dunkler Nacht welkte sie dahin, und in meinem Herzen blieb ein Weh zurück, welches

alle Lust der Welt wohl zeitweise übertäuben, aber niemals löschen konnte."

Mit krampfhaftem Druck klammerte sich eine Hand um den Arm des Sprechers, und die halberstickte Stimme des jungen Deutschen murmelte: „Und wie hieß das blonde Weib, von welchem Sie sprechen?"

Der Engländer hob das Haupt, und der erste fahle Schimmer des Morgengrauens zeichnete sein ernstes Angesicht.

„Gisela!" —

Ein leiser, halb erstickter Laut: „Gisela!" — Und das Maisstroh raschelte, als sinke ein Körper schwer darauf zurück.

„Man bezweifelt oft, daß sich im Leben Dinge ereignen, die an das Wunderbare, ja gerade Unmögliche grenzen," fuhr der Engländer mit tonloser Stimme fort, „und doch haben auch wir soeben ein solches Wunder erlebt. In Feindesland, im fernen China treffen sich drei Männer verschiedener Nationalität, die einander noch nie zuvor begegnet, und sie gedenken angesichts des drohenden Todes noch einmal derjenigen, welche ihr Herz in lauterster und unvergeßlicher Liebe erglühen ließ, — sie nennen den Namen der Teuren — und es ist ein und

dasselbe Weib, welches alle drei geliebt! Der eine als knospende Blüte, als Kind, der andere als liebliche Jungfrau, der dritte als bleiche Schläferin mit dem Totenkranz im Haar! Überrascht es Sie, Salvatore? Gisela sprach mir von ihrem Aufenthalt in San Remo, sie sprach mir auch von Ihnen!"

Der Italiener preßte wie träumend die Hand gegen die Stirn. „O du große, riesengroße Welt, wie bist du doch so klein!" murmelte er schwer.

Schweigend, das gebräunte Antlitz auf die Hand gestützt, saß der Deutsche, nur ein leises Schüttern ging durch die kraftvolle Gestalt, wie bei dem Eichbaum seiner nordischen Heimat, wenn die Axt ihn mit tötlichem Streich getroffen.

— Gisela! . . . —

Der Wind fuhr über das Feld, die ersten mattroten Sonnenstrahlen zerrissen den Nebel.

Von den Vorposten herüber knatterten Schüsse, ein Alarmsignal gellte durch die Stille.

Wilde, ungestüme Hast in dem Lager.

Die Offiziere springen auf die Füße, die Mannschaften schrecken jählings empor, schütteln die Halme von sich, reiben den letzten Schlaf aus den Augen und greifen nach den Waffen. Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!

Die Entscheidung naht, — wer weiß es, ob die, welche die Sonne soeben noch erstrahlen sehen, ihr noch nachschauen können, wenn sie fern im Westen wieder niedersinkt. —

Die drei Offiziere haben sich schnell mit festem Druck die Hand gereicht, sie haben einander in die Augen geschaut, wie Brüder, über deren Häupter derselbe bleiche Stern der Liebe leuchtet, dann sind sie davon gestürmt, jeder zu den Seinen.

Von dem Dorf herüber hallt das wilde Geschrei der Chinesen, — die Trommeln wirbeln zum Sturm.

Hochaufgerichtet steht der junge Deutsche. Seine Hand umkrampft den Säbel, sein bleiches, starres Gesicht wendet sich der Sonne zu. „Auf Wiedersehn, Gisela!“ — — —

Und dann stürmt er, die blitzende Klinge erhoben, den mordenden Kugeln entgegen.



Wie sie sich fanden!



In einer der größten Konditoreien Berlins stand ein junges Mädchen und überblickte noch einmal den langen Merkzettel, auf welchem ihre Schwester, die junge Frau Rechtsanwalt von Bucher, all die vielen Einkäufe notiert hatte, welche Dodo, der kleine übermütige Wildfang, heute an Stelle der stark erkälteten Hausfrau zu erledigen hatte.

Fräulein Dodos Augen blitzten vor Stolz und Genugthuung, denn nichts war ihr' lieber, als ihre siebzehn Jahre hinter möglichst viel Selbständigkeit zu verstecken und wenigstens einmal ein paar Menschen — und wären es auch nur fremde Ladenfräuleins, durch kolossale Würde zu imponieren.

Das war ihr heute zum Entzücken geglückt, denn das junge Mädchen, welches sie bediente, hatte mit

tief ernster Miene gefragt: „Was befehlen gnädige Frau?“ und als Fräulein Dodo sie einen Moment überrascht, erfreut und dennoch etwas mißtrauisch angestarrt, mit höflicher Verneigung hinzugesetzt: „Vielleicht sehen sich die gnädige Frau erst einmal die Weihnachtsausstellung hier in den Nebenzimmern an?“

Himmlisch! sie machte in der That einen durchaus verheirateten Eindruck und feierte endlich den vollen, langersehnten Triumph, nach welchem ihr Herzchen bereits in der Pension geschmachtet.

Sie hob das zierliche Köpfchen sehr ausdrucksvoll in den Nacken und schritt gravitätisch die langen Tafeln, auf welchen es von ungezählten leckern Herrlichkeiten prangte, entlang.

Nein, wahrlich, so etwas hatte sie in der kleinen Provinzialstadt, in welcher ihr Vater als Oberstleutnant lebte, denn doch noch nicht zu sehen bekommen!

Was war ihr braver heimatlicher Konditor, mit seinen paar Konfektkästen gegen diese Berge von Marzipan, Chokolade, Bonbons, Christbaumkonfekt und Honigkuchen?

Gottlob hatte ihre Schwester ihr völlig freie Wahl im Einkauf gelassen, nur ungefähr das „wie-

viel“ und „wie teuer“ notiert. Welch eine Wonne so recht tüchtig drauf loskaufen zu können!

Dodos Augen blitzten unter dem zarten Schleier, welcher ihr rosiges Gesichtchen mit der kecken kleinen Nase und dem „küßlichsten“ aller Kirschenmündchen überspannte.

Sie wählte und legte stets neue Herrlichkeiten auf das Tablett des ihr respektvoll nachfolgenden Fräuleins, und schwelgte in dem Hochgenuß der Anrede „gnädige Frau!“, welche stets von neuem wie Musik in ihren Ohren klang.

Und endlich rechnete man zusammen, das junge Mädchen packte ein paar riesige Pakete und Dodo bezahlte an der Kasse mit einer Würde, um welche sie manche Exzellenz hätte beneiden können.

„Dürfen wir die Pakete zuschicken, gnädige Frau?“

Dodo erblaßte bei dem Gedanken, ihre Adresse angeben zu müssen, denn ihre Schwester war in dem Geschäft bekannt und der kurze, herrliche Traum „gnädige Frau“ gewesen zu sein, würde haltlos zerrinnen.

Sie dankte sehr lebhaft, belud sich mit ihrem Reichtum und eilte graziös und leichtfüßig auf die verschneite Straße zurück.

Wie königlich hatte sie sich amüsiert! Wie ideal war es, zur Weihnachtszeit durch die ‚volksbelebten Gassen‘ zu wandeln, so ganz ungeniert, ungekannt und sicher von allen Menschen für eine längstverheiratete Frau gehalten zu werden!

Der Übermut und die selige Weihnachtsstimmung strahlten aus den großen Schelmenaugen, während die junge Dame gemächlich dahin schritt, hie und da die Schaufenster musternd, noch völlig befangen von dem stolzen Glück für zwanzig Minuten wenigstens eine ‚gnädige Frau‘ gewesen zu sein.

Sie bemerkte es nicht, wie ein ebenso behaglich und langsam daher wandelnder Herr bei dem Anblick des süßen, lachenden Gesichts betroffen stehen blieb, ihr nachschaute, keck und unternehmend sein dunkles Schnurrbärtchen emporstrich, auf den Hacken Kehrt machte und der allerliebsten Unbekannten folgte.

Kurt Hardenstein befand sich in einer Stimmung, welche nur diejenigen kennen, welche ihr Doktorexamen so glänzend bestanden hatten, wie er.

Dieses beseligende Gefühl, dazu die frohe, jubelnde Weihnachtsstimmung hatten auch ihn zu einem glücklichen Menschen gemacht, welcher das Leben noch ein paar Tage in der Großstadt genießen will, ehe

er mit dem neuen Jahr die schöne, einflußreiche Stellung eines Redakteurs an einer großen Zeitung annehmen wollte.

Nahe Verwandte besaß er nicht, darum zog er es vor, auch das Weihnachtsfest in Berlin, anstatt auf dem stillen Landgut, bei der kränklichen, einzigen alten Tante zu feiern, welche ihm geblieben.

So befand er sich eben auf einem vergnüglichen Weihnachtsbummel, nachdem er in einer stylvollen Frühstücksstube die nötigen Kräfte gesammelt, um all das Schöne, welches Berlin bietet, ausgiebig würdigen zu können.

Wie viel hübschen, interessanten und pikanten Frauen und Mädchen war er in diesen letzten Tagen schon begegnet, und doch . . . so reizend, so verblüffend herzig in seinem Ausdruck wie das süße Kindergesicht mit den strahlenden Augen, welches ihn soeben unter flottem Pelzkäppchen angelacht hatte, war keine!

Wie der Magnet das Eisen anzieht, so machte er jählings kehrt und heftete sich an die Sohlen der Ahnungslosen, welche so hochbepackt mit geheimnisvollen Kollis, auf zierlichsten Füßchen vor ihm her durch den wirbelnden Tanz der Schneeflocken schritt.

Er hatte gut gefrühstückt, das Blut rann ihm

trotz winterlicher Kälte heiß durch die Adern und sein Herz schlug schnell, viel schneller und kühner in der Brust, wie sonst. Sollte er keck sein und es wagen, sie anzureden?

Er hat einen wahren Heißhunger danach, recht nah in die großen, lustigen Prachtaugen zu sehen, es einmal zu hören, wie die frischen Lippen plaudern können, welch eine Silberstimme ihm antworten wird, wenn er sie höflich und respektvoll anredet.

Denn sehr respektvoll muß es sein, Kurt Hardenstein müßte ein Blinder sein, wenn er nicht sehen wollte, daß er eine Dame aus den besten Kreisen vor sich hat.

Wenn doch nur irgend ein kleiner Zufall ihm zu Hilfe kommen möchte, denn gerade von ihr — von dieser reizendsten, welche er je gesehen, möchte er nicht schroff zurückgewiesen werden!

Und der Zufall ließ in der That nicht auf sich warten. Schnee und Eis haben die Straße glatt gemacht, und als Fräulein Dodo — die Augen seitwärts nach einem Schaufenster gerichtet, eilig ausschreiten will, gleitet sie auf den Steinplatten aus und die voluminösen Pakete schwanken bedenklich auf ihren Armen.

Auf diesen Augenblick hat Kurt gewartet. Schnell

wie der Gedanke steht er neben ihr, zieht höflich den blanken Cylinder und fragt mit unwiderstehlichem Blick: „Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Gnädigste?“

Momentan starrt sie ihn höchlichst überrascht an.

Dann wetterleuchtet es auf dem süßen Gesicht vor Schelm und Übermut, welcher philosophiert, „hier kennt mich ja niemand! hier kann ich mir schon mal einen Witz erlauben!“ —

Und Fräulein Dodo, welche sonst nie geantwortet haben würde, wirft voll reizenden Spotts das Köpfchen zurück und antwortet: „Ihren Arm? Danke; — habe selber zwei.“ —

Wie verdutzt er sie anstarrt, — wie er plötzlich gedämpft auflacht: „Brillant!“ — Und dann folgt er ihr abermals und seine Augen blitzen ebenso übermütig angeregt wie die ihren.

Fräulein Dodo möchte sich . . . wie es der technische Ausdruck in der Pension war . . . „kugeln“ vor Lachen, aber sie beschränkt sich darauf, sich nur krampfhaft auf die Lippe zu beißen, denn selbstredend hält sie der kecke Monsieur ihres forschen, sichern Benehmens wegen auch für eine „gnädige Frau“ und dieser schöne Wahn darf um keinen Preis entzwei reißen.

Aber hübsch war er! Was für ein geistvolles, interessantes Gesicht, welch eine imponierend schlanke, vornehme Gestalt!

Dodo überlegt grade, ob sie schon jemals zuvor ein so entzückend schneidiges Schnurrbärtchen gesehen habe, als der Fremde zum zweitenmal mit höflich gezogenem Hut und einem gradezu unwiderstehlichen Blick neben ihr steht.

„Da mein Arm leider überflüssig ist, mein gnädiges Fräulein, bitte ich wenigstens um die beglückende Erlaubnis Sie begleiten zu dürfen!"

Ein Schatten fliegt jählings über das lachende Gesichtchen der jungen Dame. Gnädiges Fräulein? Was fällt dem kecken Monsieur ein, sie für ein Fräulein zu halten? Hat sie ihm etwa noch nicht genug imponiert? Und Dodo kräuselt ironisch die Lippen, hebt das Näschen so hoch und stolz wie möglich und sagt so gelassen, als seien derartige Erlebnisse tägliches Brot für sie: „Gut — begleiten Sie mich, aber . . . als mein Bedienter!"

Donnerwetter! möchte er rufen, aber er bezwingt sich, verneigt sich voll Humor und lacht: „Ich betrachtete mich als Ihr Sklave! Darf ich fragen, wohin unser Weg führt?"

Da sieht sie ihn mit einem Blick an, welcher

ihm wirklich imponiert, macht eine kurze Bewegung mit dem Köpfchen und sagt streng: „Ein Diener spricht nur wenn er gefragt wird und folgt seiner Dame auf drei Schritt Distance!“ —

Potz Kuckuck! das ist eine überraschende Wendung! Kurt Hardenstein steht einen Moment starr vor Staunen, dann lacht er abermals, noch viel lebhafter und erregter wie zuvor, bleibt gehorsam zurück und folgt in der vorgeschriebenen Entfernung. Seine Pulse jagen und das Herz schlägt ihm hoch auf. Was für ein famoses, schlagfertiges, witziges kleines Persönchen! Das nenne ich jemand abfertigen! Und wie keck und triumphierend sie vor ihm herschreitet, schlank und graziös wie ein Reh, und wie das kleine frostgerötete Ohrchen zuckt, weil sie sich bemüht, das Lachen zu verbeißen!

Noch einen Versuch wird er wagen! Abermals tritt er an ihre Seite.

„Als Diener steht mir die Pflicht zu, für meine Herrin etwas zu tragen!“ sagt er darob und will nach einem ihrer Pakete greifen.

Ihr Auge blitzt auf. „Marzipan und Pfefferkuchen vertraue ich einem neu engagierten Diener nicht an, — wer weiß denn, ob er nicht gern an verbotenen Früchten nascht?“ — spottet sie.

„Ich bitte, mich auf meine guten Eigenschaften zu prüfen! Irgend eine Kleinigkeit müssen Sie mir anvertrauen!“

Da zieht sie aus dem Revers ihres Pelzjäckchens eine Stecknadel und reicht sie ihm mit einem ganz undefinierbaren, malitiösen kleinen Lächeln hin. „Hier!“ — und dann schreitet sie gelassen weiter.

So etwas ist Freund Kurt in seinem ganzen Leben noch nicht passiert. Wie ein Rausch des Entzückens, der leidenschaftlichsten Sehnsucht, dieses eigenartige Persönchen näher kennen zu lernen, erfaßt es ihn, aber schon tritt seine Gebieterin in den großen Hausflur eines Warenhauses und wendet abermals mit dem süßesten, und doch auch boshaftesten Lächeln das Köpfchen und sagt hochmütig: „Warten Sie hier, Johann, — ich habe noch Einkäufe zu erledigen!“

Er klappt die Hacken zusammen, er steht wie betäubt und sieht wie ihre schlanke Gestalt in der Ladenthür verschwindet.

Dodo aber schreitet hastig durch die Menschenfülle in dem Geschäft und eilt an die Kasse.

„Fräulein Lieschen, — thuen Sie mir die einzige Liebe und lassen Sie mich über den Hof durch die Hintergebäude nach der X-Straße führen!“

„Gewiß, gnädiges Fräulein! Werden Sie etwa durch einen Zudringlichen belästigt?“ und die ehemalige Bonne Dodos giebt schnell einem Ladendiener die Weisung, das gnädige Fräulein zu führen.

In der X=Straße wirft sich Fräulein Dodo in eine Droschke, und lacht, lacht, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen rollen, — vor dem Geschäftslokal aber steht ungeduldig harrend Kurt Hardenstein, bis er endlich den Laden betritt, und es gewahr wird, daß die reizende Schelmin ihn dupiert hat, — ihn, den klugen, selbstbewußten Herrn Doktor, welcher sein Examen cum laude bestanden! —

Zum erstenmal im Leben schmeckt ihm sein gutes Diner nicht, zum erstenmal schläft er in der Nacht sehr unruhig und am folgenden Tag hat er nur einen heißen, leidenschaftlichen Wunsch: „Ich muß wissen, wer sie ist!“ —

— — — — — — — — — — — — — —

Weihnachten war vorüber, Sylvester war da. Dodo stand in der entzückendsten aller Balltoiletten vor dem Spiegel und war gar nicht so übermütig und glückselig in der Vorfreude ihres ersten Balles, wie ihre Schwester geglaubt hatte.

Frau von Bucher war es aufgefallen, daß der kleine Wildfang nach ihren Konfekteinkäufen toller

und lustiger wie je gewesen, dann aber plötzlich stiller und stiller ward, so nachdenklich und träumerisch, wie ein junges Menschenkind, welches eine geheime süße Sehnsucht im Herzen nährt. Dennoch war ihr Forschen vergeblich.

Auch jetzt seufzte das junge Mädchen dem strahlenden Spiegelbild entgegen und ehe sie es selber merkte, stahl sich ihr ein Wunsch in's Herz: „Ach könnte er mich jetzt sehen, der schöne, schöne Unbekannte!"

Während die Jungfer ihr noch die blaßrosa Apfelblüten in die weißen Gazewogen und Spitzenrüschen steckte, stand Rechtsanwalt von Bucher sehr betroffen in seinem strahlend erleuchteten Rauchzimmer.

Er starrte auf die Rohrpostkarte nieder, welche ihm mitteilte, daß die Mehrzahl der jungen Offiziere des X-Regiments telegraphisch zum Hofball nach S. befohlen seien, und daher leider heute abend Buchers freundlicher Einladung nicht folgen konnten."

Das war ja eine nette Bescherung! Ein Sylvesterball ohne genügende Herren! Welch eine bittere Enttäuschung für seine kleine Schwägerin.

Bucher sah nach der Uhr, eine Stunde hatte er noch Zeit.

„Friedrich, sofort Droschke besorgen!" —

Er wußte, daß heute abend bei Borchard eine Anzahl guter Freunde, welche man als schon „zu würdig“ nicht zu diesem jugendlichen Ball eingeladen, ihre Sylvesterbowle braute! Sie mußten zu Hilfe kommen, coûte qui coûte!

Der Rechtsanwalt ließ sich durch dringende Angelegenheit bei seiner Frau entschuldigen und sauste in dem Taxameter davon.

Richtig, in dem behaglich eleganten Separatsalon saßen die Herren bereits nach einem guten Diner zusammen, eine urfidele Runde lustiger Junggesellen, welchen sich noch etliche junge Offiziere und ihm fremde Civilisten angeschlossen.

Herr von Bucher hielt eine humoristische Ansprache, welche in dem Hilfeschrei: „kommt zum Tanzen und Courmachen!“ gipfelte und mit jubelndem Halloh beantwortet wurde. Da Bucher die Einladung auf sämtliche Herrn erstreckt hatte und alle in feucht-fröhlicher Stimmung dieselbe annahmen, erfolgte in aller Eile die Vorstellung der ihm noch Unbekannten: „Hauptmann von Zehlen, Doktor Strauß, Leutnant Mengers, Doktor Hardenstein, Leutnant von Diestern“ — — u. s. w. u. s. w. und Bucher drückte allen voll fröhlichster Dankbarkeit die Hand und befahl dem Kellner sofort für die nötigen Droschken zu sorgen.

Die Herren wollten sich voll stürmischer Hast in Gala werfen und hofften, noch rechzeitig zu dem Fest zu erscheinen. Die Sylvesterbowle aber sollte erst morgen angesetzt und als Nachfeier geleert werden.

Als Bucher nach Hause kam traf er seine Damen bereits in dem Empfangssalon, teilte nun fröhlichen Herzens das Geschehene mit und ward von seiner reizenden kleinen Frau durch den süßesten Anerkennungskuß belohnt, — Dodo ordnete grade die duftenden Blumenschalen, welche die Erkerbalustrade schmückten und schien noch stiller und teilnahmloser wie sonst.

„Was hat sie nur?“ flüsterte der Rechtsanwalt.

„Ballfieber!“ scherzte sein Weibchen lachend.

Wagen rollten, die eleganten Salons füllten sich mit Gästen.

Welch eine Sylvesterlaune, welch eine Fröhlichkeit!

„Liebe Dodo — gestatte, daß ich dir Doktor Hardenstein vorstelle, ein gefürchteter Held der Feder!“ scherzte Bucher mit der liebenswürdigen Hast des vielbeschäftigten Hausherrn —: „Lieber Doktor — meine Schwägerin Dolores!“ — und mit schneller

Handbewegung eilte er weiter, neue Ankömmlinge zu begrüßen.

Kurt und Dodo aber standen einander gegenüber und starrten sich wie betäubt in die Augen, bis beiden das heiße Blut in die Wangen schoß und Hardenstein schier jubelnd aufschrie: „Sie, meine gnädigste Herrin, Sie?!“

Da war's, als käme all der frische Übermut, die tolle, glückselige Lebenslust, welche sie seit jener Begegnung so treulos verlassen, auf goldschillernden Schmetterlingsflügeln zurückgeflogen.

„Aber Johann . . . werden Sie heute mit servieren?“ neckte sie schnell gefaßt, und scherzte sich selber die Verlegenheit weg, — „was wollen Sie heute von mir tragen?“ —

„Sie selber im Tanz, gnädigste Gebieterin, wie stets Ihnen mit Gut und Blut leibeigen!“ und dann trat er einen Schritt näher und flüsterte mit heißem Blick: „O Fräulein Dodo, wie habe ich Tag und Nacht nach Ihnen gesucht! Wie haben Sie mich durch ihr Verschwinden so grausam bestraft . . .—“

„Darf ich bitten, mein gnädiges Fräulein in den Saal zu treten, die Musik beginnt!“ unterbrach die Stimme des Arrangeurs.

In dem Rauchsalon hat man Becken aufgestellt, in welche die Jugend Blei gießt.

Mit glühenden Wangen steht Dodo davor und Dr. Hardenstein hält ihr den Löffel.

Auge ruht in Auge, dann zischt das Blei in das Wasser. Hastig fischt Dodo „das Gebild von Menschenhand“ heraus.

„Komisch, — eine Lanze?!“ —

„Nein“, — lächelte Doktor Kurt ganz seltsam, „eine Stecknadel mein gnädiges Fräulein!“

Mit jäher Bewegung wirft sie das Blei zurück, ihre Hand ist in dem kalten Wasser etwas starr geworden, sie bemerkt es nicht, daß ihr der kleine Goldring vom Finger gleitet und in dem Becken untersinkt.

In demselben Augenblick gießt Hardenstein.

„Hu, welch ein dicker Klumpen!“ er fischt ihn heraus und starrt betroffen darauf nieder.

„Na nu? Was ist denn das?!“

Dodos Köpfchen neigte sich neugierig näher. Plötzlich ringt es sich wie ein leiser Schrei höchster Überraschung von ihren Lippen: „Mein Ring! wie kommt mein Ring in Ihr Blei?“

„Ihr Ring? Fräulein Dodo — Ihr Ring?!“ er fragt es mit leuchtenden Augen, nimmt ihre Hand

und legt sie auf seinen Arm: — „Doch bei dem Ringe sollst du mein gedenken“ — citiert er flüsternd und führt das junge Mädchen zu dem stillen, blumenduftigen, matterhellten Erker. Dort löst er den Ring aus dem Blei und sagt leise:

„Er ist mein, im Zauber der Sylvesternacht ist er mir geworden! Nun trage ich ihn, Fräulein Dodo, bis Sie ihn durch einen andern einlösen, einen schmalen, schlichten Goldreif ohne Perle und Stein!“ —

Er streift den Ring an seinen kleinen Finger und drückt wie in seligem Rausch die Lippen darauf.

„Prosit Neujahr! Prosit Neujahr!“ jubelt es zu ihnen herüber.

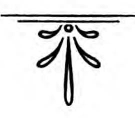
Da blickt er ihr tief, tief in die Augen.

„Fräulein Dodo . . . wird mir dies neue Jahr Glück bringen? Ein Glück, welches mich für ewige Zeit zu Ihrem Diener und Sklaven macht?“ —

Ihre Antwort steht auf ihren flammenden Wangen.

„Hoch! hoch das neue Jahr!“ —

Ja, es wird beiden Glück bringen! Ein seliges, myrtenumwundenes Glück! —



Das letzte Gewitter.



In der Kürbislaube am hölzernen Gartengitter saßen die Muhme und das Lenerl und schnitzelten Bohnen in das Faß.

Es war ein goldener, leuchtender Septembertag. Die Sonne schien heiß wie im Sommer, Schmetterlinge gaukelten um die rotgeflammten Blattranken des wilden Weins und ruhten auf den Ebereschenbeeren welche sich im vollen Laube zu färben begannen.

Still und friedlich lag das Dorf zur Mittagsstunde, und selbst auf dem Hof des reichen Thalbauern, welcher diesen Namen im Mund der Dorfbewohner führte, weil sein Anwesen zunächst an dem fruchtbaren Flußthal lag, dessen prächtigste Äcker und Wiesen ihm zugehörten — herrschte eine ungewohnte, fast feierliche Ruhe. Es war Essenszeit,

und weil der Bauer über Land gefahren und seine eiserne Faust nicht wie sonst die Hetzpeitsche führte, genoß man die kurze Freiheit und dehnte die Ruhepause nach Möglichkeit aus. Michel, der Thalbauer, war kein Leuteschinder und gewaltthätiger Mann, aber er war streng, setzte seinen Willen durch, mochte es biegen oder brechen. So leicht wagte es niemand, ihm entgegen zu treten, am wenigsten das Lenerl, sein einziges Kind, ein blühend schönes, sanftes Mädchen mit sinnend stillen Rehaugen und dem Ausdruck duldender Wehmut um die weichen Lippen. Der Thalbauer liebte sein Kind, aber auf seine Art.

Nicht sie, sondern er wollte ihr die Schicksalskarten mischen, und so, wie der Michel das Glück erträumte, so sollte es für sein Kind zur Wahrheit werden, gleichviel, ob sie es selber ein Glück nennen würde oder nicht. Die Thalbäuerin war gestorben und ward seit einem Jahre von Michels verwitweter Schwester, der Muhme Marlis, vertreten, welche still und schattenhaft in Haus und Hof waltete, emsig, treu, gehorsam und unterthänig, wie es einem Weiblein zukommt, welches beim reichen Bruder das Gnadenbrot ißt.

So rührte die alternde Frau auch jetzt unermüdlich die schwieligen Hände, und das Lenerl saß

im Sonnengold an ihrer Seite, neigte das Köpfchen mit den dicken, flachsgelben Zöpfen tief und traurig zur Brust, wie ein reifgetroffenes Röslein, und schnitt mit bebenden Händen die Bohnen. Endlich seufzte die Marlis tief auf und rastete.

„Lenerl," sagte sie leise, das lange Schweigen brechend, „ich mein', es ist lange Mittagszeit; die Magd hat schon zweimal gerufen. Magst nit 'eingehn und essen?"

Das junge Mädchen schüttelte schweratmend das Köpfchen: „Mich hungert nit, Muhme! Die Kehle ist mir wie zugeschnürt!"

„Mach' dir keine Sorgen nit vor der Zeit! Kein Mensch weiß ja, wo der Vater hin ist — und ob er nit am End doch allein gefahren ist!"

Lenerl blickte mit herzbrechendem Blick empor. „Der Jürgen hat's gesehen; am Tennenschlag droben hat der Förster auf ihn gewartet, und ist zu ihm in den Wagen gestiegen!"

Ein Ausdruck hilfloser Betroffenheit lag auf dem blassen, vergrämten Gesicht der Muhme, dennoch strich sie tröstend mit der Hand über den Arm der Sprecherin.

„Mag er's! Wer sagt denn, ob er sprechen wird, und ob der Vater ihn anhört!"

Thränen stürzten aus Lenerls Augen. „Er thut's; gestern abend hab ich eine Aussprache mit ihm gehabt. Ach Muhme! Nit Trotz und nit Flehen können solch ein Steinherz erweichen. Lieb hat der wüste Gesell mich wahrlich nit, dem gilt's nur um mein Erbe! Höhnisch gelacht hat er und gesagt: „Er wollt der Jungfer solche Flirren nit ungut nehmen, und der Vater würd ja wohl eine bessere Antwort geben, wie ich!" —

„Wer weiß!" Der Bauer kann nit so verblendet sein, sein eigen Fleisch und Blut an solch einen unlieben Gesell zu verschachern!" —

„Doch, Muhme, doch! Weißt, der Vater will hoch hinaus mit mir, ein Herrischer soll's sein, kein Bauer wie er — und weil der Pastor bereits einen Schatz in der Stadt hat, da soll's der Herr Förster werden! Ach Muhme — mir bricht's Herz vor Jammer bei solch grausigem Gedanken!"

Und Lenerl warf sich aufschluchzend an die Brust der Bäuerin und weinte Thränen der Verzweiflung.

„Na, na! gieb Ruh Kind! Das ist alles am End nit so schlimm, wie du denkst!" tröstete Marlis mit zitternder Stimme. „Der Förster ist ein ansehnlicher, feiner Herr, der's noch höher bringt . . ."

Lenerl richtete sich jäh auf, ihre sanften Augen

blitzten plötzlich in dem farblosen Gesicht. „Meinst? — und vergißt, was sich die Leut' von ihm in die Ohren raunen?“

„Da weiß ich nix von!“

„So hör! Zwei Jahre ist's her, seit der Xaver Zirnhuber, der Förster, hierher versetzt ward. Da hatte der alte Melchbach noch die Pacht vom Gräflichen Vorwerk und war ein reicher Mann. Einen Sohn hatte er beim Militär und dann Wilhelmine, das blasse, ernste Mädchen, die nie viel Umgang mit den andern haben mochte. Der Förster ging aus und ein bei Melchbachs, und eines Tages soll er um die Wilhelmine geworben haben. Aber die hat nichts von ihm wissen wollen, und der alte Melchbach hat ihr freien Willen gelassen, ja, tags darauf ist die Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Gutsvolontär bekannt gegeben. Der Förster hat gepfiffen und getrunken und gethan, als sei ihm das ganz einerlei, aber in seinen finstern, unheimlichen Augen da hat's geflackert wie ein Höllenbrand.

Kurze Zeit danach hat der Volontär eine Reise antreten müssen, — und der Gruß, den er der Liebsten noch zurückgewinkt, als er sich am Wald droben von ihr getrennt hat, um den kurzen Weg zur Bahnstation zu Fuß zu gehn, war das letzte,

was man von ihm gesehn und gehört hat. Verschollen ist er gewesen, und kein Mensch hat jemals erfahren, wo er geblieben ist.

Die Wilhelmine hat gewartet ein ganzes Vierteljahr lang, die Polizei hat gesucht und geforscht, alles umsonst. — Da haben sie die Wilhelmine eines Morgens aus dem Mühlteich gefischt, und die Mägde vom Vorwerk haben es den andern zugeflüstert, die Tote habe es vor ihrem letzten Gang ausgesprochen und sich verschworen: „Der Förster habe ihr den Liebsten umgebracht!“ — Das Gerede ist nie recht laut geworden, obwohl die Gendarmen auch auf der Försterei alles absuchten, es ist nichts an den Tag gekommen, der alte Melchbach hat die Pacht einem andern gegeben und ist fortgezogen, und der Xaver Zirnhuber? — Schau ihn doch an, Muhme! Ich mein', man thät's in dem finstern, unheimlichen Gesicht lesen, wie viel er von dem Tode des Volontärs weiß!“

Marlis hatte voll starren Schrecks die Hände gefaltet. „Lenerl! Um Gottes Gnad' willen ... wahr die Zunge!“ stöhnte sie leise auf: „Und den ... den sollte dir der Vater zum Freier aussuchen?“ ...

„Er thut's, Muhme; er hat das Geschwätz nie geglaubt und es eine neidische Verleumdung genannt,

weil der Förster zu scharf hinter den Wilddieben her sei! Der Vater glaubt's nit, aber ich! — ich glaub's, weil ich's ihm ansehen würde, und wenn ich blinde Augen hätt'. Ich fühl's hier und im Herzen drinn . . . und der Vater wird's trotzdem befehlen, daß ich ihn nehm', und ich werd's thun . . ."

„Wirst's thun?" — schrie die Alte auf, „und nit lieber in die Welt hinauslaufen und betteln gehn?"

Da blickte Lenerl mit starrem, tottraurigem Blick ins Leere. „Nein, Muhme!" sagte sie leise und fest; „es muß geschehn. Siehst du, der Franzel vom Klinkenhof droben und ich, wir haben uns gern, ach so viel lieb, so bis zum sterben lieb, und das ist kein Geheimnis mehr. Der Förster selber hat uns ausspioniert, wie wir uns zuletzt gesehen haben; Gott sei's geklagt, es wär' besser gewesen, der Franzel wär' nimmer vor mein Fenster gekommen. Und siehst du, Muhme, mein herzlieber Schatz der darf nit sterben, nit so meuchlings von Mörders Hand! — Ich denk an den Volontär . . . und ich weiß . . . so wie der sein Leben gelassen hat, so stirbt mein Franzel auch, wenn ich dem Förster einen Strich durch sein Rechenexempel mach'. Da giebt's keine

Wahl mehr — für ihn, Muhme, für ihn muß ich mich selber opfern!"

Ratlos starrte die alte Frau vor sich hin, sie suchte nach Trost, nach Worten . . . sie fand sie nicht, und ehe sie noch sprechen konnte, rollte ein Wagen auf der Straße.

„Der Vater!" murmelte Lenerl tonlos — „jetzt schon? — Gott sei meiner Seele gnädig."

Kurzes Rufen und Befehlen drang durch die klare Herbstluft bis in den stillen Garten hinein, Hufstampfen, Schelten und Hasten . . . und nach einer kurzen Weile stampften die schweren Stiefel des Thalbauers auf dem Kiesweg herzu.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte ihm das junge Mädchen entgegen, mit zitternden Händen schnitt die Muhme die Bohnen ins Faß.

„Na, da sitzt ihr noch und versäumt das Essen über der Arbeit!" rief der Alte schon von weitem, und sein rotes, grobknochiges Gesicht sah so wohlzufrieden und behaglich aus, wie sonst nur beim Anblick der besten, überreichen Ernte. Er trat heran, tätschelte seiner Tochter mit der breiten Hand die erbleichenden Wangen und fuhr gut gelaunt fort: „Wenn du so ein gar fleißiges Frauenzimmer bist, dann sollst du auch eine Belohnung haben! He!

Aufgeschaut! Was meinst du wohl, Dirnlein, was ich dir heute aus der Stadt heimbringe?" — Er lachte breit auf und schnalzte mit der Zunge: „Einen Freier, du junges Närrlein! Hehe! einen feinen, herrischen, wie kein anderes Bauernmädel einen kriegt! Ja, da schau nur! Der Herr Zirnhuber hat bei mir angeklopft, und ich hab ihm aufgethan und bin handelseins mit ihm geworden! — Heut in 14 Tagen ist Hochzeit im Thalbauerhofe, und du, Marlis, richtst mir ein Fest aus, wie's noch keins hier in der Gegend geschaut haben! Verstehst mich? So, wie's einer künftigen Frau Oberförsterin zusteht!" — Die Muhme nickte und regte die Lippen, ohne zu sprechen, das Lenerl aber hob das blasse Gesicht und blickte den Sprecher durch thränenglänzende Augen flehend an: „Und möchte der Herr Vater denn gar nit fragen, ob ich den Freier wohl lieb haben könnt'?"

Da bekamen die Augen des Thalbauers etwas Starres, Drohendes, und der Ausdruck in seinem knochigen Gesicht ward hart, wie in böseſten Tagen.

„Nein, solch ein Larifari frag ich nit!" antwortete er barsch, „denn wer weiß, wie die hirndumme Auskunft der Jungfer lauten möchte! Zum Heiraten braucht's keine Lieb', sondern Geld!"

„Vater!“ — wie ein zitternder Aufschrei klang's, „denk, wenn das mein tot's Mütterl hören thät!“

Da machte der Michel eine zornige Handbewegung.

„Die Bäuerin ist zeitlebens ein vernünftiges Weibsbild gewesen und hat das Thalerklirren lieber gehört, wie das verliebte Girren eines Taubers! Kreuz Hagel und Birnbaum! Das möcht mir ein schöner Eidam sein, den du Grünschnabel dir aus schierer Lieb thätst aussuchen! Gar den Bauernknecht, den Klinkenhof-Franz?! 'Selber stünd mir grad an, wo ein herrischer, ein so feines Leut' wie der Förster, es nit für ungut hält, bei uns anzuklopfen! Er wird eingelassen, damit basta!!“

Die Zornader stand auf der Stirn des Sprechers. Der Thalbauer ging mit schweren Schritten davon, daß der Kies unter den Nägelschuhen knirschte. Regungslos saß Lenerl, das Haupt zur Brust geneigt, die Hände schlaff herabhängend, die Lippen bleich und bebend, als schüttele sie das Grauen.

„Lenerl, mein lieb's!“ sagte die Muhme leise und strich mit der Hand über das wellige Haar der armen Braut. „Gieb die Hoffnung nit auf, Lenerl!“

„Da ist keine Hilf' mehr, Muhme, nit im Himmel und nit auf Erden!“

Die alte Frau richtete sich höher auf, ihr Blick schweifte empor zu dem klaren Herbsthimmel und ward plötzlich weich und glänzend wie in stiller, felsenfester Zuversicht.

„Auf Erden nit, Kind, aber droben! Da wohnt einer, dem ist alle Macht gegeben, der kann helfen, und der thut's auch — und wenn er müßt ein Wunder geschehen lassen!“

Das junge Mädchen schüttelte trostlos das Köpfchen.

„Heutzutag giebt's keine Wunder mehr.“

„Versündige dich nit! — Bet, Lenerl, bet zum lieben Herrgott, er hört dich!“

„Das will ich thun, Muhme, Tag und Nacht!“ seufzte des Thalbauern Töchterlein, aber es sah dabei aus, wie ein Mensch, welcher nicht an seine eigenen Worte glaubt. „Fürerst aber thu mir eine Gutheit: Geh zum Franz und sag' ihm, was passiert ist, eh' er's von Fremden hört — und red' ihm zum Frieden, daß er nit aufbegehrt! — Sag', der Vater hat's gewollt, da muß ich gehorchen, — und ich wär's auch zufrieden, denn ich möcht nit vom Erbe lassen. Aber lieb thät ich ihn haben bis an mein seliges Ende! — Und sag nit, daß ich aus lauter Angst um ihn dahier bleib und mein Elend

trag, sonst wird er vollends rabiat! Wenn er einen Zorn auf mich hat, verwindet er's leichter. Hörst du, Muhme? Geh zu ihm . . . und daß er um Gottes Willen nie mehr an mein Fensterl kommt, sonst ist's unser Tod! — Willst ihm das alles sagen, Muhme, ja?" —

Marlis nickte, und ihr Blick hing immer noch am sonnigen Blauhimmel. „Das alles sag ich ihm, und auch noch das beste dazu, was du in all deinem Drangsal vergessen hast. „Bet, Franzerl!", werd' ich sagen, „bet mit dem Lenerl, daß der liebe Herrgott euch hilft!" — Das junge Mädchen nickte laut aufschluchzend, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. —

— — „Das ist mal eine stille bleiche Hochzeiterin!" sagten die Leute, wenn sie das Lenerl an der Seite ihres Vaters und ihres Verlobten in dem leichten Korbwägelchen sitzen sahen, um nach der nahen Stadt zu fahren, die vielen prunkhaften Einkäufe für die Hochzeit und Ausstattung zu machen.

Dem Lenerl gönnte man wohl all das Schöne, denn es war im ganzen Dorf beliebt, aber dem Michel war man aufgesessen, weil er so stolz und hoffärtig geworden und plötzlich so hoch hinaus wollte, und den Förster? den haßte man seit An-

beginn und machte kein Hehl daraus, daß man ihm lieber die Pestilenz wünschte, als wie das arme, sanfte Lenerl und die prallen Geldsäcke des Thalbauern. Da ward das Gerede von dem ermordeten Volontär, welches wohl eine zeitlang geschwiegen aber nicht vergessen war, lebendiger wie je, und die Leute flüsterten und steckten die Köpfe zusammen und meinten: „Ob das Glück des Zirnhubers die Wilhelmine nicht aus dem Grabe treibt? Ob der blutige Schatten des Ermordeten nicht drohend auf der Kirchschwelle stehen wird?“

Manche wollten wissen, der Förster habe verlangt daß nur die städtische Trauung auf dem Standesamt stattfinden solle, eine kirchliche Feier sei nicht nötig.

Aber dagegen hätten sich der Thalbauer und das Lenerl energisch verwahrt.

„Das glaub ich wohl!“ lachte der Küster. Einer, der Freikugeln gießt und sich dem Leibhaftigen verschrieben hat, den duldet's nicht am Traualtar!“

„Seht ihn nur an, den finstern, schwarzen Gesell mit dem unstäten, heimtückischen Blick! So einer ist der Kaspar gewesen, den sie in die Wolfsschlucht geworfen haben!“

„Ich vermein' immer, das Lenerl ziehen sie vor

der Hochzeit auch noch aus dem Mühlteich heraus! — Habt ihr's nit gesehn, wie sie in der Kirche dem Franz gegenüber gesessen hat, so blaß und unglücklich wie eine, die zum Tode geht? Und beide haben sie die Hände gefaltet und gebetet, als wollten sie mit ihren Blicken die Himmelsthür sprengen!"

„Ja, ja, ich mein' auch, das giebt noch ein Unglück!" — So flogen heimlich am Brunnen die Reden hin und her, und dennoch irrten die Leute.

Das Lenerl ging nicht ins Wasser, und der Franz that sich kein Leid an, wohl aber rückte der Hochzeitstag näher und näher, und eines Morgens prangte der Thalhof im schönsten Schmuck von Tannen, Guirlanden und Hochzeitskronen, von welchen die bunten Bänder herabflatterten als die einzigsten, die wahrhaft lustig und hochzeitlich anzuschauen waren, denn trotz des hastigen Getriebes in Haus und Hof lag es doch auf allen wie ein schwüler, unheimlicher Bann, welcher angesichts der todesernsten Braut keine hochzeitliche Feierlichkeit aufkommen ließ.

Man schob die gedrückte Stimmung auf das Wetter. Obwohl es bereits Oktober war, schien der Sommer noch einmal zurückgekehrt zu sein. Die Nächte waren ungewöhnlich warm gewesen, und tagsüber glühte die Sonne von dem wolkenlosen Himmel,

daß die Kartoffelleser auf den Feldern den Schweiß von den Stirnen wischten und sich eines ähnlichen Herbstes kaum zu entsinnen vermochten. Die Knechte, welche das große, buntfarbige „Willkommen!“ über dem Hofthor mit wehenden Fähnlein schmückten, wiesen nach dem Horizont, wo dunkle Wolkenballen emporstiegen.

„Es sieht grad aus, als käm noch ein Gewitter!“ — „Schon möglich! Wär' ja eine passende Hochzeitsmusik für den Zirnhuber!“

Auch die Muhme blickte starr der höher und höher steigenden Wolkenwand entgegen.

„Bet Lenerl, bet!“ sagte sie mechanisch, wie sie es all die Tage zuvor unzähligemale gemurmelt, und die arme, todestraurige Braut senkte das Haupt unter der glitzernden Hochzeitskrone und weinte auf die gefalteten Hände.

Droben in ihrem Stüblein saß sie in vollem Schmuck des Ehrentages und wartete mit brechendem Herzen auf den gefürchteten, verhaßten Mann, welchen des Vaters tyrannischer Wille ihr zum Hochzeiter bestimmt.

Die jungen Burschen aus des Thalhofers Freundschaft hatten sich etwas widerwillig zu Pferde gesetzt,

den Bräutigam einzuholen, und während das Lenerl und die Muhme voll bebender Angst die Hände im Gebet rangen, stieg der Xaver Zirnhuber, gefolgt von seinen Jägerburschen, in den geschmückten Wagen, die Braut zur Kirche zu holen.

Droben an dem Himmel aber ballte es sich schwärzer und schwärzer, Blitze zuckten auf, die fernen Donner rollten, und der Sturm erhob sich und riß wie mit zornigen Geisterhänden die Blüten aus dem Bruststrauß des stattlichen, so stolz und selbstbewußt in triumphierender Genugthuung daher fahrenden Hochzeiters.

„Fahr zu, Klaus! Schon die Gäule nicht! Wir müssen vor dem Regen unter Dach und Fach sein!“ rief er und faßte selber die Peitsche, sie auf die Rappen hernieder sausen zu lassen.

Umsonst, das Wetter zog schneller wie die Pferde. Es brauste und krachte in den Ästen, Blitze zuckten, und der Donner rollte, Regenfluten stürzten hernieder und die schmucke Hochzeitscavalcade flüchtete in das schützende Waldesdickicht.

Da flammte es auf! Bläulich grelles Licht blendete sekundenlang den Blick, ein Zischen, Knattern, ein wildes Aufschnaufen der Rosse, — gleichzeitig

ein furchtbarer Donner, gewaltig und drohend wie die Stimme Gottes des Herrn, wenn er Gericht hält. Und dann tiefe Stille.

Die Pferde vor dem Hochzeitswagen aber lagen im Staub, und über sie hingestreckt die starre, regungslose Gestalt des Försters.

Lebt er oder ist er tot? — Nein, er atmet noch, er ist nur betäubt.

Das Wetter verzieht — man bringt den Bräutigam in das Hochzeitshaus und ruft den Arzt. —

Starr und regungslos, anscheinend völlig gelähmt liegt Xaver Zirnhuber.

Man entkleidet ihn. — Doch, o Wunder . . . was ist das? Auf der Brust des vom Blitz Getroffenen zeichnet sich ein Bild, ein deutliches Bild ab. —

Eine Tanne stellt es dar, eine ganz eigenartig verkrüppelte, wetterschiefe Tanne.

„Das ist ja die Hexentanne droben an dem Steinheimer Grund, nahe bei der Chaussee!“ flüsterte einer, und alles drängt näher, alles schaut. „Die Hexentanne! Wahrlich der alte Baum, als sei er abkonterfeit!!“ flüstert's im Kreis. Der Arzt erklärt die Erscheinung solcher Blitzfiguren, die Leute aber weichen scheu zurück und wechseln vielsagende Blicke,

während Muhme Marlis die Hände faltet und murmelt: „Gott hat ihn gezeichnet!“ —

Die Hexentanne steht seitlich des Weges, auf welchem ehemals der junge Volontär so spurlos verschwunden. Xaver Zirnhuber erlangt allmählich die Besinnung wieder, und voreilige Zungen flüstern ihm zu: „Da ist ein Seltsames geschehen, Förster, auf die Brust hat euch der Blitz das Bild der Hexentanne gemalt!“

„Der . . . der Hexentanne?“ lallte der Kranke mit stierem Blick, und sein bleifarbenes Gesicht färbt sich dunkelrot, um im nächsten Moment desto leichenhafter auszusehn —: „Das lügst du . . . das ist Verleumdung . . . sehen will ich's . . . einen Spiegel bringt . . .“

Der Thalbauer hat mit starrem Blick neben dem Bett gestanden, er hebt selber das geschliffene Glas von der Wand und hält es vor den Hochzeiter, ein Forstläufer schiebt den Rock von der Brust des Zirnhubers. Der richtet sich, von kräftigen Händen gestützt, röchelnd empor, sein verglaster Blick trifft im Spiegelbild das rote Zeichen auf seiner Brust.

„Jesus!“ schreit er auf — seine Hände krampfen sich, schneeweiß werden die zuckenden Lippen und

aus den finsteren, unstäten Augen bricht ein Blick wilden Entsetzens, keuchender Todesangst ... „Die Wettertanne ... die Hexentanne ... da ... da wo ich ihn eingegraben ... Herr Gott im Himmel, das ist dein Strafgericht!“ Wie ein schriller Aufschrei klingt's, dann gurgeln unverständliche Worte ... kalter Schweiß perlt auf der Stirne, und des Försters Zähne schlagen im Schüttelfrost aufeinander: „Grabt nach Leute! ich hab's gethan! — Gott sei meiner Seele gnädig!“ Es sind die letzten Worte, welche er gesprochen, ein Herzschlag hat seinem Leben ein Ende bereitet, der Mörder des Volontärs steht vor einem höheren Richter.

Man hat unter der Hexentanne nachgegraben und den bereits zum Skelett gewordenen Leichnam des jungen Mannes gefunden; der Schädel war am Hinterkopf von einer Kugel durchlöchert. Man hat den Unglücklichen neben Wilhelmine zu Grabe gelegt. Der Thalbauer ist seit jener furchtbaren Gewitterstunde im Hochzeitshaus seltsam verändert, insichgekehrt, weich und mild; kein Mensch hat wieder ein hartes Wort aus seinem Munde gehört, und als der Winter die ersten Flocken streute, hat er selber den Klinkenhof-Franz seinem Lenerl zugeführt und gesagt: „Da ist wiederum ein Freier, und dies-

mal frag ich dich nur eins, mein Mädel: kannst du ihn lieb haben?“ — Ob sie ihn lieb hatte! Da ward eine fröhliche jubelnde Hochzeit gefeiert, und die Muhme hat mit seligem Lächeln die Hände gefaltet und geflüstert: „Bet und dank, Lenerl, der alte Herrgott thut noch Wunder!“



„Kwan-scheng.“



Die heiße Tropensonne glühte auf die schmutzigen Straßen, die geschweiften, eng aneinander gedrängten Holzdächer der chinesischen Stadt H. hernieder. Kamele schritten müde und träg unter ihren Lasten daher, die Hunde lagen mit lechzender Zunge im Schatten und die Karren der Kulis standen verlassen neben den Zelten der Verkäufer, welche sich auf dem Platz an der Stadtmauer angesiedelt hatten.

Bleierne, öde Stille lag in dieser Mittagsstunde über der ganzen Stadt, nur vor dem Gerichtsgebäude herrschte Leben, Lachen, Johlen, Schreien und Schwatzen.

Eine dichte Schaar von Zopfträgern, Weibern und Kindern umstand den Richtpfahl, an welchem

ein unglückliches Opfer chinesischer Gerechtigkeit seine namenlosen Qualen litt.

An den Steinpfeiler festgekettet, den Hals von eisernem Ring umschlossen, hing ein Chinese an dem Marterpfahl, die Strafe für einen Diebstahl abzubüßen.

Drei Tage und drei Nächte mußte er die Pein ertragen. Anfänglich standen seine Füße auf drei übereinander gestellten Ziegelsteinen fest, an jedem Tag aber ward ein Stein fortgenommen, so daß der Unglückliche beim dritten Sonnenaufgang nur noch knapp mit den Fußspitzen den Untergrund berührte und die ganze Schwere des Körpers an dem harten, scharfen Halsring hing.

Wollten ihm mitleidige Seelen oder Anverwandte während dieser Zeit Nahrung oder Trank reichen, so war es ihnen gewährt und der Sträfling fristete sein elendes Leben, erbarmte sich aber niemand seiner Qualen, so starb er den furchtbarsten Tod, und die Menge um ihn her johlte und lachte und verhöhnte voll grausamen Behagens seine letzten Zuckungen.

Auch jetzt stand ein Haufen empfindungsloser Bestien um den Sträfling her und weidete sich an dem Anblick des halb Verschmachteten, dessen Glieder in wilder Pein zuckten, dessen blutunterlaufene

Augen weit aus ihren Höhlen quollen und dessen Zunge lechzend über die Lippen hing, von keinem Tropfen gekühlt, obwohl die heiße Tropensonne immer höher stieg und auf seinen schweißtriefenden, abgezehrten Körper hernieder brannte.

Der eiserne Ring hatte die Haut des Halses durchgescheuert, rote Tropfen sickerten am Körper herab, und während der Unglückliche unter seiner Qual erschauerte und gurgelnde Schreie ausstieß, welche „Wasser! Wasser!“ lauteten, lachte die Menge um ihn her nur toller und lauter, und ein halbwüchsiger Bengel, welchem die teuflische Bosheit aus den Augen grinste, stellte sich dicht vor den Verurteilten und trank aus breiter Flasche, — wohlig — langsam schlürfend und sich die Lippen leckend.

Der Dieb schloß die Augen, Schaum trat vor seinen Mund, ein dumpfes Röcheln drang aus seiner Brust.

Durch das Stadtthor herein zog eine kleine Karawane, und einer der Kameltreiber blieb lachend stehen und fragte: „Was für einen Teufel habt ihr da auf Rosen gebettet?“ —

„Es ist der Kwan-scheng! — Der Kuli! Der verfluchte Bösewicht!“ antworteten die Nächststehenden.

„Und was that er?“ — Soll er sterben oder nur hängen?“

„Leider nur hängen!“

„Tsu-Li ist ein viel zu sanfter, ein viel zu guter Mann! Er straft die Verbrecher zu milde und schont ihr Leben, anstatt sie in Stücken hauen zu lassen!“

„Das ist wahr, Tsu-Li ist alt. — Was that Kwang-scheng?“

„Ein höchst Strafbares, Freund! Ein schweres Verbrechen! Da ging gestern der reiche Kaufmann Put-ni-schwang, — du weißt, er ist der Verwandte des großmächtigen Mandarinen Hung und gehört in die erste Sippe — über die Straße und trug über der Schulter eine Anzahl von Kesch-Schnüren, weil er selber einen Einkauf machen wollte, — und da schleicht sich Kwan-scheng, der Bösewicht, den man in Stücke hauen sollte — hinter den edlen Herrn, schneidet heimlich die Schnüre durch und fängt die fallenden Münzen in seinem weiten Ärmel auf! — Tao-te-fu aber, das wachsame Auge, hatte den Frevel belauscht, und so leidet der Dieb nun, was er verdiente! O bei allen Göttern, es ist wenig genug, denn Put-ni-schwang ist ein großer Herr!“ —

Der Kameltreiber nickte, raffte einen Stein auf und schleuderte ihn nach dem nackten Mann am Marterpfahl.

„Ihm geschieht recht; möchte seine Qual groß sein!" und er stachelte das Kameel und schritt weiter, der Karawane voraus.

Da klang ein leiser, eiliger Schritt auf dem schmutzigen Holzpflaster.

In der europäischen Kleidung der Diakonissen kam hochatmend und erschöpft vom schnellen Gang ein junges Mädchen daher und bahnte sich durch die Menge den Weg zu dem Dulder. Sie trug an dem Arm ein Körbchen, welches weich gekochten Reis und eine Flasche voll Wasser gemischt mit einer belebenden und stärkenden Essenz enthielt.

Mit einem Blick tiefsten Erbarmens, in welchem sich bei dem Anblick des gequälten Mannes das Entsetzen spiegelte, trat sie an den Steinpfeiler, schwang sich auf seinen Sockel empor und hielt dem Verschmachtenden das Wasser an die Lippen. Ein stierer Blick traf sie, ausdruckslos wie von einem Bewußtlosen, kaum aber rann das Eiswasser über die ausgedörrten Lippen, als ein jähes Zittern den Körper des Unglücklichen durchlief, ein tiefer Atemzug rang sich aus der Brust und Kwan-scheng trank in langen, durstigen, schier unersättlichen Zügen.

Mehr! mehr! — Ein leises Stöhnen unbeschreiblicher Wonne . . . der Blick des Sträflings traf

abermals das Antlitz seiner Samariterin, ein wunderlicher Blick, wild, rollend . . . durchdringend, als wolle er das blasse, engelsgute Gesichtchen der Diakonissin verschlingen. —

Schier drohend, haßerfüllt funkelte sie das blutunterlaufene Auge an, und die bläulichen Lippen murmelten etwas Unverständliches, welches wie ein Fluch klang.

Schwester Johanna hob ihm mit zitternden Händen den Löffel voll Reis an den Mund, aber Kwan-scheng kniff die Lippen zusammen und schloß jählings die Augen.

„Ich komme heute abend wieder und erquicke dich," — sagte sie in chinesischer Sprache, „oder soll ich früher bei dir sein, leidest du großen Durst?" —

Keine Antwort, — und als die süße, weiche Stimme noch einmal fragte, rang es sich rauh und zornig von seinen Lippen: — „Geh!" —

„Ich möchte die Wunde an deinem Hals kühlen!" flüsterte sie beinah bittend, Kwan-scheng aber schaute sie an wie ein wildes Tier: „Geh!" schrie er heiser.

Sie stieg von dem Stein herab und schritt leise seufzend durch die Menge davon.

Ein leises Murren hatte sich bereits erhoben, als die Diakonissin bei dem Sträfling erschienen war, ein paar Fäuste hatten sich erhoben, die schlanke Gestalt von dem Pfeiler herab zu reißen, aber die beiden Soldaten, welche als Wache daneben standen, streckten die breiten Schwerter vor und wehrten sie ab. —

„Kwan-scheng soll nicht den Tod erleiden?“ — „Die weiße Teufelin hat nichts bei ihm zu schaffen!“ grollte eine laute Stimme, aber die Soldaten zuckten gleichgültig die Achseln: „Tsu-Li hat es nicht verboten!“ —

Zornfunkelnde Blicke folgten Schwester Johanna, höhnische Worten hallten ihr nach, und weil den Chinesen das interessante Schauspiel, einen Menschen verschmachten zu sehen, vereitelt war, so bewarf man Kwan-scheng noch mit ein paar Steinen und suchte mißmutig die Häuser auf, vor der glühenden Sonne Schutz zu suchen. Die Soldaten warfen sich im Schatten auf ihre Bastmatten und begannen mit bunten Stäbchen und kleinen Kugeln, gähnend ein Spiel; — der Sträfling aber hing mit geschlossenen Augen regungslos, wie tot, in der sengenden Glut.

Der Abend kam, und da es in der Stadt eine große Hochzeit gab, wo sich die Gaffer vor dem

Hause stauten, blieb der Platz um Kwan-schengs Marterpfahl verhältnismäßig leer.

Abermals zuckten und krampften sich die Glieder des Unglücklichen, sein Blick stierte wie in Verzweiflung die Straße hinab, welche Schwester Johanna heute Mittag gekommen war.

Kam sie wieder? Hatte sie sein zorniger Fluch für immer verscheucht?

Nein, sie hatte ihm kein Gift gereicht, wie er gewähnt, das Wasser, welches so seltsam schmeckte und auf der Zunge brannte, hatte ihn wunderbar gestärkt und erquickt. Die fremde Teufelin hatte ihm Gutes und nicht Böses gethan.

Und nun quälte ihn der Durst abermals, und der Hunger wühlte in seinen Eingeweiden. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, er hatte kaum noch Kraft, einen Schrei auszustoßen.

Wird sie kommen? — wird sie? — —

Plötzlich schlagen die mageren Arme wild um sich, wie in freudiger Verzückung. Ja, sie kommt, sie naht . . . sie schwingt sich zu ihm empor. „Wasser! — Wasser!!“. —

Wieder schlingt er in gierigen Zügen das köstliche Naß hinab, und als er die brennende Glut gelöscht, röchelt er: „Reis!“ —

Sie lächelt wie verklärt, hebt den weichen Brei an seine Lippen und füttert ihn, und als er gesättigt ist, nimmt sie den weichen Schwamm und wäscht und kühlt seine blutenden Wunden am Hals.

Er hält regungslos still, hat die Augen geschlossen und sieht sie nicht an.

O wie wohl das thut, wenn sich die kühle Salbe auf das rohe Fleisch legt, — welche Erquickung, wenn sie ihm mit weicher Hand die geschwollenen Glieder einreibt und kühlt.

Einer der Wächter tritt mürrisch hinzu: „Speisen kannst du ihn, — waschen aber darfst du ihn nicht."

Mit traurigem Blick unterbricht Schwester Johanna ihr Samariterwerk.

„Ich komme morgen früh wieder," sagte sie zu Kwan-scheng, „es ist gottlob der letzte Tag!"

Sie hofft auf einen dankbaren Blick, ein erkenntliches Wort von ihm, — umsonst, der Chinese schließt trotzig die Augen und preßt mit finsterem Gesicht die Lippen zusammen. Aber er flucht ihr nicht.

Schweigend wendet sich die Diakonissin und geht.

Auch am folgenden Tag pflegt und erquickt sie

den Sträfling, dessen Qualen ihren Höhepunkt erreicht haben. Halb bewußtlos hängt er in dem eisernen Halsring und nur mechanisch schlürft er das belebende Wasser.

Sein Auge blickt wie gebrochen und doch ist auch jetzt noch sein Ausdruck finster und haßerfüllt, wenn er mit aufflackerndem Bewußtsein das milde Antlitz der Diakonissin trifft.

Als die Sonne sinkt, löst man das Halseisen des Verbrechers, und weil Kwan-schengs geschwollene Glieder den Dienst versagen und seine Knie unter ihm zusammenbrechen, so stößt man den Taumelnden mit rohem Gelächter zur Seite, daß er gegen die Mauer schlägt und halb ohnmächtig in den schmutzigen Graben rollt. Da liegt er, und die Hunde schleichen herzu und beschnüffeln den Hilflosen.

Schwester Johanna hat es mit angesehn. Thränen stehen in ihren Augen, das Entsetzen über solche Grausamkeit schnürt ihr die Kehle zusammen. Sie wartet einen Augenblick bis sich die gaffende, höhnende Menge verlaufen hat, dann tritt sie an den Graben und richtet den Bewußtlosen in ihren Armen auf. Wieder speist und tränkt sie ihn, reibt ihm die erstarrten Glieder und spricht ihm Trost zu und Kwan-scheng starrt sie finster an und sagt höhnisch:

„Gieb dir nur keine Mühe! Ich werde doch kein Christ!“

„Das verlange ich auch nicht von dir!“

„Warum bist du sonst zu mir gekommen, zu mir, den die eignen Verwandten und Freunde Hungers sterben lassen wollten?“ frägt er zähneknirschend.

„Weil mich deine Qual jammerte!“ sagte sie schlicht.

Er mustert sie mit zwinkerndem Blick: „Ich hasse euch, ihr fremden Teufel!“ keucht er; „mir wäre wohler, wenn ich jetzt tot wäre.“

„Glaube es nicht, du wirst leben und glücklich sein. Und nun stütze dich fest auf meinen Arm und versuch, ob du gehen kannst; ich bringe dich in das Missionshaus und pflege dich dort gesund!“

Er richtet sich ächzend auf, hängt schwer auf ihrer Schulter und versucht wankend die ersten Schritte. — So hager und fleischlos seine Gestalt auch ist, scheint sie dennoch von der eisernen Festigkeit und Zähigkeit zu sein, wie sie den meisten Kulis eigen.

Kwan-scheng erholt sich erstaunlich schnell, und als er an der nächsten Straßenecke angelangt ist, stößt er Schwester Johanna plötzlich zurück.

„Ich gehe nicht mit dir! Ich werde kein Christ!“

stößt er ingrimmig hervor, wendet sich kurz um und schleppt sich an den Häusern weiter, ohne auch nur einmal nach ihr zurückzublicken.

Ein tiefer Seufzer hebt die Brust der Diakonissin. Sie senkt das Haupt tief zur Brust und schreitet müde ihrer Station zu.

Nein, Dankbarkeit kennen die Chinesen nicht; Johanna hat es nie glauben wollen, heute zum erstenmal krampft sich ihr Herz zusammen in der schmerzlichen Überzeugung: „nein sie kennen wahrlich keine Dankbarkeit.“ —

— — — — — — — — — — — — — —

Wochen sind vergangen. Beunruhigende Gerüchte über einen Boxer-Aufstand, welcher in nächster Nähe von H. ausgebrochen, werden von chinesischen Christen in die Missionsanstalt getragen. Man glaubt anfänglich nicht an eine Gefahr, so sehr auch wohlmeinende Chinesen den europäischen Glaubensgenossen anraten, bei Zeiten zu fliehen.

Man verläßt sich auf den zugesicherten Schutz der Kaiserin und verharrt treu und mutig auf dem Posten.

Als Schwester Johanna von einem Krankenbesuch heimkehrt, steht eine vermummte Gestalt an der Mauer des Anstaltsgartens.

„Die Boxer sind morgen hier; wenn die Christen sich retten wollen, sollen sie fliehen!“ — sagt eine barsche Stimme.

Johanna lächelt. „Die kaiserlichen Truppen schützen uns,“ sagt sie freundlich, „und Tsu-Li riet uns, zu bleiben! Ich danke dir für deine freundliche Mahnung!“

Sie tritt in das Haus ein und die Gestalt des Chinesen verschwindet hinter dem Gebüsch. Nachts fliegt ein Stein mit einem daran gebundenen Zettel durch ein Fenster des Betsals.

„Flieht sofort! Tsu-Li ist ein Verräter! Die Boxer werden euch töten!“

Man hält einen kurzen Rat, glaubt aber völlig auf die Loyalität des Vizekönigs rechnen zu dürfen. Der nächste Tag bringt die Bestätigung, daß ein Boxerhaufen nach der Stadt marschiert.

Schwester Johanna hat eine zu Tod erkrankte christliche Chinesin zu pflegen, sie verläßt die Station und eilt durch die engen, schmutzigen Gassen ihrem Schützling zu.

Sie bemerkt nicht, wie die große, hagere Gestalt eines Chinesen ihr schattenhaft folgt, sie hört nur böse, kränkende Worte, welche man ihr auf der

Straße zuruft und atmet hoch auf, als sie die Hütte der Kranken erreicht hat.

Nur kurze Zeit erst weilt sie an dem Lager der Wöchnerin, als deren Mann mit allen Zeichen großer Aufregung über die Schwelle stürzt.

„Die Boxer sind in der Stadt! Die Mission und die Kirche, sowie alle Europäer und christlichen Chinesen sollen niedergemetzelt werden! Schnell lauft nach Hause, fremde Frau, sie verbarrikadieren euer Haus und die Regierungstruppen kommen euch wohl zu Hilfe!“

Bleich und regungslos, mit leis zitternden Lippen steht Schwester Johanna, mechanisch greift sie nach ihrer Haube, welche sie der Hitze wegen abgelegt.

Das Weib des Chinesen umklammert ihre Hand. „Laß sie hier, Mann,“ fleht sie bebend, „versteck sie im Haus! Draußen fällt sie gar in die Hände der Mörder, und sie hat mir doch das Leben errettet!“ —

Der Chinese schüttelt finster das Haupt: „Nein!“ sagt er mit sprühendem Blick, „sie soll fort!“ Glaubst du, ich will mit euch allen den langsamen Tod sterben, wenn sie die fremde Teufelin hier finden? Sie war gut zu dir und dem Kind — darum liefere ich sie den Boxern nicht aus, aber im Hause dulde

ich sie nicht!" Und er faßt die Zitternde roh bei den Schultern und stößt sie über die Schwelle.

Schwester Johanna umkrampft mit bebenden Händen das goldne Kreuz auf ihrer Brust; ein kurzes, inbrünstiges Gebet und sie tritt in den kleinen, schattigen Garten hinaus.

Da wird sie rücklings von zwei Armen gepackt und nach der Hinterthür gezerrt, sie fühlt ein Tuch über dem Kopf, fühlt, wie sie gefesselt und eingewickelt wird, — sie will schreien — unmöglich, der Atem vergeht ihr, halb ohnmächtig bricht sie zusammen.

Man hebt sie, wirft sie auf einen Karren — und fort geht es in rasender Eile . . .

Als sie die Augen wieder öffnet, befindet sie sich in einem dunklen, kellerartigen Raum, vor ihr steht ein Mann und löst den großen Sack von ihrer bebenden Gestalt.

„Hier trink!" sagte er, „komm wieder zu dir, — du bist in Sicherheit."

Sie starrt den Sprecher an und reibt sich die Stirn. „Kwan-scheng?" murmelt sie.

Er nickt mit finsterem Blick. „Hier liegen chinesische Frauenkleider, dort steht Speise und Trank. Kleide

dich um und iß. Und bleib hier in dem Keller und wage dich nicht an das Tageslicht, — es gilt dein Leben.“ Er wendet sich kurz um, schlägt die eiserne Thür hinter sich zu und verriegelt sie.

Johanna ist allein. Mit einem leisen Schrei der Angst sinkt die Diakonissin auf die Knie und ringt die Hände im Gebet.

Tiefe Stille rings umher, ein Tag oder deren zwei mögen vergangen sein, da steht Kwan-scheng wieder vor ihr. „Sie sind alle tot, lebendig verbrannt oder enthauptet!“ sagt er ruhig.

„Meine Brüder und Schwestern?“ schreit sie auf.

Er nickt. „Die fremden Teufel. Kirche und Mission sind zerstört. Nun rauben und plündern sie in der Stadt.“

Sie hebt die gefalteten Hände gegen ihn: „Und wo bin ich, Kwan-scheng?“

Er lacht mit wildem Blick: „In der Diebshöhle! In dem Grabkeller des Tempels, der beim Erdbeben zusammen stürzte. Hier sucht dich niemand.“

„Du hast mich gerettet, Kwan-scheng?!“

Er kreuzt die Arme über der Brust. „Ich that's! Warum? Hättest du mich zum Kaiser von China

gemacht, hättest du mir den Himmel auf die Erde geholt und die Geister meiner Toten von den Dämonen befreit — ich würde dich gestern dennoch mit den Boxern zusammen in Stücke gehauen haben! Aber du hast mir Wasser gereicht, als ich im Halsring hing, du hast mich trinken lassen! —“ Er atmet tief auf. „Und diese Wohlthat war noch größer, wie mein Haß gegen die Fremden! Sieh, ich habe im Tempel der Sonne gelobt, daß ich dir das vergelten will, trotz meines Zorns gegen dich! Hier, erkennst du dies?“ Er zog eine blutige Zunge aus dem Lendenschurz: „Dies ist die Zunge jenes Buben, der vor mir Wasser trank, als ich verschmachtend am Pfahl hing, — und dieses hier?“ — Es sind die beiden Augen des Put-ni-schwang, welcher mich wegen ein paar elender Kesch dem Richter übergab. Auch das hatte ich im Tempel der Sonne geschworen. Viele jener andern, welche mich am Pfahl verhöhnten, liegen in ihrem Blut. — Nun magst du hier in dem Keller bleiben bis die Boxer abgezogen sind, ich bringe dir Speise und Trank.“

Johanna barg schaudernd das Antlitz in den Händen. „Und was dann? Ach ich bin nun ganz verlassen hier.“

„Wenn die Straßen wieder sicher sind, bringe

ich dich an die Küste, wo noch andre fremde Teufel hausen."

„Kwan-scheng! Das wolltest du?" schluchzt sie und will dankend seine Hand fassen.

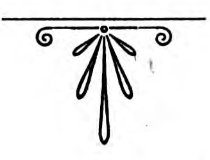
Er stößt sie rauh zurück: „Ich thue es nicht aus Erbarmen, sondern weil ich es geschworen habe! Ich möchte dich zertreten wie einen Wurm, — und gedenke dennoch daran, daß du mir in jener einen, schlimmsten Höllenstunde Wasser gabst!" — — Sprichts und schmettert die Thür hinter sich zu.

Drei Wochen lang hat Schwester Johanna in ihrem unterirdischen Versteck zugebracht, dann hat Kwan-scheng sie eines Tages angeschrieen: „Mach dich auf, es ist Zeit."

Bei Nacht und Nebel sind sie auf und davon. Er hat sie auf seiner zweirädrigen Karre gefahren, hat ihr Speise und Trank zusammen gestohlen, hat ihr schließlich mit Tüchern das Haupt umwickelt, ein Räucherfaß neben ihr aufgehängt und sie als Pestkranke durch unsichere Städte und Dörfer geschleppt. Und nach langer, langer mühseliger Wanderung haben sie endlich das von den Verbündeten eroberte Tientsin erreicht. „Nun geh und verlaß mich!" hat er sie angeschrieen.

„Und du, Kwan-scheng? O komm mit, daß wir dir danken können!“ —

Rauh und wild hat er aufgelacht. „Ich gehe zu den Boxern und haue die weißen Teufel in Stücken!“ — Noch einen Stoß gegen ihre Schulter, daß sie durch das Thor taumelt, und Kwan-scheng ist im Dunkel der Nacht verschwunden.



Jochens Weihnachtsengel.



Die Frau Erbpächterin Riemel stand vor dem blankgescheuerten Eßtisch und packte bedächtig und gravitätisch einen Korb, dessen leckerer Inhalt ihrem Gatten auf der Ofenbank ein behagliches Schmunzeln entlockte.

„Leg' man noch eene lütte Wust bi, Mutting!“ sagte er gönnerhaft, „wat de Paster is, de kann's bi sine seven Göhren all bruken; un unsen Jochen hätt hei ok to 'nem ganz fixen Slingel makt!“

Mutting Riemel nickte und legte noch eine dicke fette Grützwurst oben auf den Korb, faltete dann das weiße Leinentuch darüber hin und wandte sich nach dem Fenster, vor welchem ein strammer, junger Bursche, der Konfirmande Jochen, hockte und den dicken, flachsblonden Kopf auf beide Hände stützte.

Er starrte nachdenklich in den wirbelnden Schnee hinaus und seine Augen, die großen, etwas verschwommenen wasserblauen, sahen aus, als ob seine Gedanken weit, weit ab von der stillen Dorfstraße wären.

„Jochen, wat döst all wedder?!“ herrschte ihn die Erbpächterin ungeduldig an. „Da geh' her, nimm den Korb und sput' di 'n beeten!“

„Lat man, Mutting, he luert man blos up Fieken!“ begütigte der Vater und paffte in seiner Ofenecke ein paar mächtige Wolken. Jochen erhob sich schwerfällig und faßte den Korb, ein beinahe angstvoller Ausdruck lag auf dem breitknochigen Gesicht.

„Und wat soll ick tom Paster seggen?“ stöhnte er auf.

„Bedanken daust dich, dat hei dich an Michälis insegnet hätt, und dann hälst die Smut, und läßt Fieken all weiter snaken!“

Jochen nickte, stülpte die mächtige Pelzkappe über die Ohren und stolperte über die Schwelle.

„Töv man! Dar kümmt Fieken schonst!“ rief Vater Riemel, erhob sich und wuchtete nach dem Fenster, um nun seinerseits den von Jochen verlassenen Platz einzunehmen.

Er wischte mit der schwieligen Hand über die

Fensterscheibe und blickte voll eitel Wohlgefallen Nachbars Fieken entgegen, wie sie draußen im tiefen Schnee so kraftvoll einher schritt und Jochen in derbem Willkommen die Hand schüttelte. Ja, das Fieken! Das war eine Prachtdirn, so recht das Ideal eines biederen Mecklenburger Bauern, fest und kernig, wie mit Keulen zusammengeschlagen, rotwangig, helläugig, kerngesund, mit Knochen wie ein Ackergaulsfüllen und blitzblanken Zähnen, welche allezeit aus den Lippen hervorlachten!

Der Jochen und das Fieken! Das giebt noch ein Paar! Die hat der liebe Herrgott extra für einander geschaffen! Wenn nur der Schlingel keine Faxen macht!

Früher, ja da gab es nichts Höheres und Besseres für ihn, als sein Dörtfieken, aber seit dem Herbst, wo der junge gnädige Herr vom Schloß, mit welchem Jochen manchmal in Wald und Feld herumgestreift ist, ihm das verflixte Märchenbuch geschenkt hat, da ist der Jochen ein ganz anderer geworden.

Während dessen stampften Jochen und Fieken mit ihren leckeren Körben dem Pfarrhaus entgegen. Es war Sitte, daß die im Herbst konfirmierten Kinder dem Herrn Pastor ein Weihnachtsgeschenk brachten, welches zumeist eine Probe des frischen Selbstge-

schlachteten und des Festkuchens bildete. Fiekens dralle Wangen waren frostgerötet, und wie sie so, munter lachend und hie und da ein paar Worte redend, neben dem Jochen herschritt, den schweren Korb wie einen Federball tragend, ohne nur einmal den Arm zu wechseln, da hafteten die Blicke des jungen Burschen doch voll ehrlicher Bewunderung auf ihr, und sein Herz schlug ihr warm entgegen wie zu jener Zeit, als Jochen noch nicht in dem Märchenbuch von all den schönen Prinzessinnen gelesen hatte, welche so fein und schlank waren, wie ein Mondenstrahl, mit Händchen wie weiße Blumenblätter, Schleiern wie von Spinnweb und einem Antlitz, so zart und lieblich, wie das eines leibhaftigen Engels.

Zwar hatte Jochen nie einen Engel gesehen, aber dennoch hatte er das Schönheitsideal des Märchenbuchs auch zu dem seinen gemacht, und wenn er etwas recht, recht Herrliches wünschen wollte, so war es: Nur einmal solch eine engelhafte Schönste von allen sehen!

Die Klingel an der Hausthür der Pfarre tönte, und wenig Augenblicke später standen Jochen und Fieken in dem herrlich warmen, tannendurchdufteten Weihnachtszimmer des Herrn Pastors und hielten

vor andächtigem Entzücken den Atem an, dieweil der Schnee in kleinen Bächlein von ihren Füßen rann, mitten drauf auf die blitzblanken, weißgescheuerten Dielen.

Der liebenswürdige alte Pfarrherr trat ihnen mit freundlichem Gruß entgegen, und Jochen schluckte die Beklemmung hinab und stammelte, seinen Korb niedersetzend:

„Een schön Weihnachtsgruß von Mutting . . . und see dankt ok veele mals . . .“

Weiter kam er nicht. Der Sprecher verstummte plötzlich mit offenem Munde und starrte wie gebannt in die grünen Zweige des Christbaums, langsam den dicken, roten Finger erhebend, auf das Bild eines lieblichen, blondlockigen Christengels deutend, welcher wundersam deutlich aus dem duftigen Geäst hernieder zu schweben schien.

Es war eines jener wunderschön gepreßten Papierbilder, in deren Ausstattung die Industrie wahre Wunder an Geschmack und Lieblichkeit leistet. Das weiße, wallende Gewand fiel so natürlich an dem schlanken Körper herab, die entzückend geformten Arme hoben sich graziös, als wollten sie die Goldkugeln in das Gezweig hängen, und das süße, liebreizende Antlitz, von blonden Locken umwallt, lächelte

ihm zu, wie ein süßer Traum. Ein goldener Stern strahlte über der Stirn, und die Flügel glitzerten so deutlich und zauberhaft, als sei aller Glanz des Himmels daran hängen geblieben.

Jochen atmete so schwer und tief, wie in einer Verzückung, er sah und hörte nicht, was um ihn herum vorging, er starrte nur auf seinen Engel.

„Ah, der schöne Christengel gefällt dir so gut, Jung-Jochen?“ lächelte der Pastor amüsiert, „so etwas hast du wohl noch nie gesehen?“

Auf dem breitknochigen Gesicht des Burschen wechselten Glut und Blässe.

Statt aller Antwort trat er mit ausgestrecktem Finger noch einen Schritt näher und fragte atemlos: „Kann man so een ok friegen?“

„Heiraten? Einen Christengel heiraten?“ lachte der Pfarrer belustigt auf. „Nein Jochen, solch einen von Fleisch und Blut giebt es nicht! Den Gedanken mußt du dir aus dem Sinn schlagen. Engel gehören in den Himmel. Aber hier auf Erden giebt es wohl eine Menge frommer, lieblicher Mägdlein, welche solch einem Cherub täuschend ähnlich sehen, und ich denke, mit der Zeit findest du unter diesen einmal eine, die du freien kannst. Damit du aber daran erinnert werdest, daß die besten Frauen der Welt

stets die frommen, engelhaften sind, nimm dir dies Bildchen zum Andenken mit!“ — und der Sprecher griff in die Zweige, löste den Christengel und legte ihn in Jochens Hand.

Dieser zuckte zusammen, seine Augen leuchteten einen Augenblick wie verklärt in höchstem Entzücken zu dem Geber auf, dann stolperte er über die Schwelle und stürzte wie ein Unsinniger davon, gleichviel, ob Fieken bittend und flehend seinen Namen hinter ihm rief.

Seit diesem Tage war der Jochen vollends „dämlich“ geworden, wie seine Mutter behauptete, und niemand konnte es sich erklären, warum er das arme Fieken so gleichgültig behandelte und auf alle Fragen nur störrisch antwortete: „Nee — so Eene krieg ich nich!“

— — Jahre waren vergangen, und der absonderliche Jochen, von welchem man im Dorfe überzeugt war, daß er nicht ganz richtig im Kopfe war, wurde trotz alledem als Rekrut eingezogen und dem Kavallerie-Regiment einer kleinen Garnison, in nächster Nähe seiner Heimat, zugeteilt.

Der Winter hatte seinen Einzug gehalten, die Kirchenfenster erglänzten in den stillen, mondhellen Abend hinaus, und die Kirchenglocken riefen die andächtige Menge zur Weihnachtsmette.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Vor der einsam im großen Garten gelegenen Villa seines Kommandeurs stampfte Jochen Riemel als Schildwache im Schnee auf und nieder. In tiefes Sinnen verloren, starrte er empor zu dem klaren Sternenhimmel. Wie heiß und inbrünstig wünschte Jochen seinen Christengel herbei, ihn einmal — einmal nur zu sehen, seinen so heiß, so schwärmerisch und hoffnungslos geliebten Christengel, aber der Himmel öffnete sich nicht, keine Lichtgestalt erschien, nur im Parterregeschoß der Villa leuchtete plötzlich helles Licht auf und warf seine glitzernden Streifen über die Veranda und die verschneite Treppe, welche zur Seite des Schilderhauses in den stillen Garten hernieder führte.

Jochen folgte mechanisch mit dem Blick den zitternden Lichtern, welche hin und her huschten, und ohne zu wissen, was er that, kam er der Treppe im Auf- und Abschreiten immer näher und stieg langsam die steinernen Stufen empor. Der Oberst und seine Gemahlin waren zur Christfeier in die Kirche gefahren, da hatte es wohl keine Gefahr, wenn Jochen einmal in die Weihnachtsstube schaute, in welcher es gewiß eine Pracht und Herrlichkeit war, wie bei dem lieben Hergott selbst.

Lautlos trat der Posten an die hohen Spiegelscheiben und blickte in den strahlend hellen Saal, in welchem der Diener soeben die Gaskrone entzündete.

Welch ein riesengroßer, unbeschreiblich schöner Baum inmitten, von oben bis unten von Gold und Silber funkelnd . . . und lange Tafeln von Geschenken, daß einem schwindelt, und da . . . da . . . ja was war das? — Ein unartikulierter Laut ringt sich von Jochens Lippen. Er umfaßt den Säbel im Arm, als müßte er sich schwindelnd an etwas festhalten, neigt sich vor und starrt atemlos durch die Fensterscheibe.

Hinter den Christbaumzweigen hervor schwebt . . . nein, es ist kein Wahn, keine Täuschung — — sein Weihnachtsengel! — wahr und leibhaftig!

Jochen zittert wie Espenlaub und drückt das rotgefrorene Gesicht fester gegen das Spiegelglas — sein Weihnachtsengel!

Flügel hat er zwar nicht, aber er schwebt dennoch so leicht und lautlos, als trüge er sie unsichtbar dennoch an den Schultern. — Ein schneeweißes Kleid fällt weich und lose nieder, und die es trägt, ist so schlank, ach, so schlank und fein, als wehe wahrlich nur ein Mondstrahl durch den Saal.

Das bleiche, zarte Gesicht mit den großen, leuchtenden, dunklen Augen kann nun und nimmermehr einem menschlichen Wesen angehören, ebenso wie die Händchen, klein . . . ach, so unbegreiflich klein und zierlich, wie von Wachs! O du liebe Zeit, wenn er an die Hüften und roten, vierschrötigen Hände des Fieken denkt!! Das blonde Haar lockt und kräuselt sich wie Duft und Hauch um das liebliche Köpfchen, und über der Stirn blitzt ein goldener Stern, ganz, ganz so wie bei seinem heißgeliebten Christengel!

Der Traum . . . der langgehegte, schwärmerische Traum seiner Kindheit ist wahr geworden. Da rollt ein Wagen auf der Straße. Der Oberst und seine Gattin kehren heim . . . und vor den Fenstern läßt Hinnrich die dicken Vorhänge nieder. Jochen taumelt zurück vor sein Schilderhaus und präsentiert — aber er sieht weder den Oberst noch seine Gattin, vor seinen Augen schwebt noch immer die lichte Gestalt des Christengels. — Am andern Tag wandert Jochen vor dem Hause des Obersten auf und ab, und ob er will oder nicht, er steht plötzlich im Hausflur des Souterrains und hält Hinnrich am Arm fest.

Wer die weiße mit dem goldenen Stern im Haar gewesen sei, fragt er mit würgender, rauher Stimme.

Hinnrich ist gut gelaunt und lacht. „Hast wohl

gestern abend durch die Fenster geguckt, mien Söhn? Wer die weiße war — die ist unser Besuch, die Schwester unserer Gnädigen, Komtesse Adolfa! Ja, schön ist sie, aber du lieber Gott, so blaß und fein, als ob man sie umblasen könnte! Sie reist auch wieder nach dem Süden zurück!"

Die elektrische Klingel schrillt, und Hinnrich saust diensteifrig an Jochen vorüber die Treppe empor.

Der aber wendet sich und stapft langsam in den Schnee hinaus.

Eine vornehme Dame ist sein Weihnachtsengel! Du lieber Gott, so was kann doch ein Jochen Riemel nicht freien, wenn sein Vater auch ein gar angesehener Mann im Dorfe ist.

Die Tage vergehn. Es ist Kaisers Geburtstag. Der große Saal in der Kaserne ist herrlich geschmückt, Tannengewinde ziehen sich schaukelnd unter der Decke hin, Fahnen und Schilder prangen an den Wänden, lorbeergeschmückt schaut die Büste des Kaisers auf die fröhlichen blauen Jungens hernieder.

Die Aufführungen beginnen. Jochen steht und starrt an der Bühne vorbei nach der Thür, und plötzlich zuckt er empor und wird dunkelrot.

Der Oberst mit seiner Gemahlin tritt ein, und hinter ihnen, am Arm des Adjutanten, ebenso weiß

gekleidet, ebenso elfenhaft schlank und fein wie am Weihnachtsabend — sein Christengel!

Von den Aufführungen sieht Jochen nichts, er starrt wie ein Mondsüchtiger auf Gräfin Adolfa. Der Tanz beginnt, und als erste von allen tanzt sein Christengel abermals mit dem Adjutanten. Tanzen? Nein, das ist kein Tanzen, wie es Jochen bisher gesehen und gekannt. Die weiße Gestalt schwebt — fliegt lautlos wie ein zitternder Lichtstrahl dahin, man hört sie nicht auftreten, nur die Kleider rauschen leise, leise wie Engelsschwingen.

Es wird Jochen wunderlich zu Mut. Er richtet sich mit energischem Ruck empor, schreitet schnurstracks durch den Saal bis zu Komtesse Adolfa und steht stramm vor ihr.

Die junge Dame blickt ihn freundlich fragend an.

„Wünschen Sie etwas von mir?"

„Zu Befehl; — tanzen."

Der Oberst ist herangetreten, sein weinseliges Gesicht färbt sich höher. Er lacht auf.

„Na dann los, Alfa, mitgegangen — mitgehangen!"

Und die Komtesse errötet leicht, aber sie nickt dem Soldat gütig zu und legt die Hand auf seinen Arm.

Jochens Zähne schlagen wie im Schüttelfrost

auseinander, kaum vermag er sie mit der bebenden Hand zu umfassen; alle Lichter flirren vor seinen Augen, und von der Musik hört er nichts mehr. Und dann walzt er los.

Aber was ist das? — Hält er seinen Engel im Arm, oder nicht? Er fühlt kaum etwas unter den Fingern, er hat das jähe, entsetzte Empfinden, er darf mit seinen riesigen Händen gar nicht zufassen, so zerdrückt er die kleine Wachspuppe. Herr des Himmels, dieses Händchen, er empfindet kaum, daß er es festhält — und doch schwebt sie neben ihm her, wesenlos . . . schattenhaft, lautlos, wie ein Geist. Wie feurige Nebel wallte es vor seinen Augen, die Knie versagen ihm den Dienst, seine Herzensangst schnürt ihm die Kehle zusammen. Er bleibt jählings stehen und steht abermals stramm, er weiß gar nicht, hält er sie noch im Arm oder nicht? „Das war ein sehr schöner Walzer!" sagte eine leise, weiche Stimme neben ihm, und das bleiche Gesichtchen nickt ihm lächelnd zu, und die weiße Gestalt tritt zurück, dem Adjutanten, welcher ihr entgegeneilt, den Arm zu bieten.

Jochen aber taumelt durch die Menge, fort! nur fort! hinaus in die kalte, klare Winterluft. Dort atmet er tief auf und reibt sich den Angstschweiß von

der Stirn. „Nee! nee!“ stöhnte er auf: „Dat wier jo gruselich! Ein Minschenkind wier dat nich' — un' Knaken (Knochen) hätt se ok nich!“ — und er schüttelt sich wie einer, der aus dem kalten Wasser kommt.

Von Stund an war Jochen ein anderer, und gar nicht mehr so dämlich wie früher. An Mädchen, die wie Elfen und Mondlicht sind, dachte er nur voll Grausen, und als er kurze Zeit danach zur Silberhochzeit seiner Eltern Urlaub bekam und das Fieken im Tanze schwang, da leuchteten seine Augen im behaglichen Entzücken. Ja, da hielt er doch etwas zwischen den Armen, etwas Derbes, Festes, aus Fleisch und Knochen! Und er hörte es doch, wie sein Schatz auftrampfte und litt keine Angst, daß er sie zerbrechen könne!

Da war der Dämeljochen endlich zur Vernunft gekommen, und als er ausgedient hatte, heiratete er das Fieken. Über dem Sofa hängt noch heutigentags das Bild vom Christengel. Jochen aber schüttelt bei seinem Anblick den Kopf und sagt aus tiefster Überzeugung: „Ja, tom leiven is so'n Engel gaut, aber nie nich tom friegen!“

Tante Lottchen.



Man hat schon oft darüber gestritten, ob es ratsam sei, bei der Geburt eines Kindes ihm einen Lebensbaum zu pflanzen. So zeigte mir auch Josef Viktor von Scheffel einst in Karlsruhe seinen kräftig sprossenden Lebensbaum und sagte: „Solch ein Gesell ist eine ewige Angst; ich bin nicht abergläubisch, aber wenn es mit meiner Gesundheit einmal nicht so wollte, wie es sollte, warf ich stets einen besorgten Blick auf meinen Lebensbaum, ob er wohl anfange zu verdorren — und sah ich ihn dann frisch und kräftig sprossen, so hob sich meine Zuversicht allsogleich um ein Beträchtliches. Einmal aber hat er im Frühling absolut keine Knospen treiben wollen. Es war nach sehr hartem Winter und wir glaubten alle, daß der Frost ihm wohl an's Leben gegangen

sei. — Das war ein übeles Ding für mich, denn ich dachte: ‚Das ist ein Vorzeichen, nun ists auch mit dir alle!‘ und darum fühlte ich mich krank und elend, bis plötzlich der Baum neu zu treiben und zu sprossen begann, — da war auch ich wieder ein gesunder Mann.“ —

Ich weiß es nicht, ob der „Scheffelbaum“ — ein Ahorn oder eine Ulme, so viel ich mich entsinne — den Tod seines Meisters frisch und blühend überstanden hat. Ich selber pflegte etliche Jahre ein Reislein desselben, welches Scheffel mir selber abgepflückt, und welches alle Reisefährlichkeit und Frost und Hitze glücklich überstanden hatte. . .

Plötzlich fing es aber ohne alle Ursache an zu kränkeln und ging ein, und in demselben Jahre legten wir meinen teuren, alten Freund zu Grabe.

Wie sehr solch ein Lebensbaum mit dem Leben eines Menschen verwachsen kann, möge nachstehende Aufzeichnung eines Glaubwürdigen beweisen:

„Auf einem Gut in Westfalen lebte im Kreise ihrer Anverwandten, ein altes Fräulein, welches als freundlich waltender guter Geist des Hauses von alt und jung herzlich geliebt und verehrt wurde!

Tante Lottchen war stets freundlich, sanft und geduldig. Sie allein wußte die schönsten Märchen,

stricke die wärmsten und haltbarsten aller Strümpfe, Ohrenklappen und Unterröckchen, ihr Nähtischchen barg wahre Schätze an bunten Perlen, Seide und Wolle, — ja, sie stopfte das ausgezackteste Dreieck so tadellos — daß man kaum noch seine Spuren entdecken konnte, und wenn die Köchin sich gar keinen Rat wegen eines schwierigen Rezeptes wußte, so lief sie zum „alten gnädigen Fräulein“ und fand jedesmal die erhoffte Hilfe.

Tante Lottchen war schon seit langen, langen Jahren verwaist, von all den Lieben, welche zu ihrer Jugendzeit dieses Gut bevölkert, war nur sie allein übrig geblieben, und als der neue Lehnsvetter im Hause einzog, da übernahm er Tante Lottchen als Inventarstück mit, — so wie man den alten Wetterhahn auf dem Dache aus Pietät sitzen läßt.

Und er that sich und den Seinen den größten Liebesdienst damit, denn wie gesagt, Tante Lottchen war der gute Geist des Hauses und bald allen so unentbehrlich, wie die Luft zum Atmen.

Es wäre auch gar nicht denkbar gewesen, daß die alte Dame sich jemals von Haus und Hof hätte trennen können!

So wie der Baum mit tausend feinen Wurzelchen den Boden, welcher ihn geboren, durchzieht,

daß man ihn nicht daraus lösen kann, ohne seine Lebensadern zu durchschneiden, so war auch Tante Lottchen unlöslich mit ihrer Heimat verwachsen.

Mit tausend lieben, zärtlichen Erinnerungen lebte sie in der Vergangenheit, oft war sie mit ihren Gedanken so weit zurück, daß die andern nur mit Hilfe der uralten Tagebücher folgen konnten.

Der Zahn der Zeit nagte unerbittlich an all dem, was einst neu und stark gewesen, und so wie Tante Lottchens Gesicht immer mehr Runzeln und Fältchen durchzogen, so gruben sich auch die Risse in manche Mauer, und machten Änderungen und Neuerungen notwendig.

Das gab jedesmal einen Stich in Tante Lottchens Herz, aber sie war vernünftig genug, die Notwendigkeit zu respektieren. Unwillkürlich aber zog es sie mehr und mehr zu jenen Plätzchen und Stellen, welche noch ganz unverändert von der lieben, alten Zeit, der einzigen, welche ihr des Nachsinnens wert erschien, erzählten.

Das war vor allen Dingen im Park der Fall, und manchmal, an langen, schneedunstigen Winterabenden, seufzte das alte Fräulein voll jäher Angst: „Ach wenn mich der liebe Gott doch nur noch das

Frühjahr erleben läßt, daß ich meine Esche noch einmal im jungen Grün sehen kann!“

Ja die Esche! — Wen liebte Tante Lottchen, nächst den Kindern, wohl mehr, wie ihre Esche!

Auf einer kleinen Anhöhe, am Saum des Parkes stand sie, und wenn man auf der Bank unter ihr saß, so konnte man alles sehen, was einem teuer war, das Gutshaus, das traute Dorfkirchlein hinter belaubten Wipfeln — und drüben — grade durch die Lücke im Buschwerk schimmerten die weißen Kreuze vom Kirchhof herüber. —

Da lagen sie alle, die einst jung und froh mit ihr gewesen waren, die schon seit so langer Zeit voran gingen und nun auf sie warten!

Tante Lottchen saß oft stundenlang unter der alten Esche und träumte mit feuchten Augen stets denselben lieben Traum der Erinnerung. Sie sah sich wieder als kleines, ganz kleines Kind, wie sie an der Hand der Mutter daher trippelte und Ostereier suchte.

Die Geschwister jauchzten und sammelten in die Schürzen, und die kleine Lotte weinte vor Kummer, weil sie nichts fand. Da leitete sie ein sanfter Druck von Mamas Fingern — und da — zwischen den beiden großen Wurzeln hier sah sie ein Moos=

nestchen, aus welchem vier bunte — ach so bunte Eierchen leuchteten! Es ist ihre erste Erinnerung an die Esche — und sie würde sie nicht vergessen, wenn auch ihr Leben tausend Jahre währte!

Welch selige Zeit, wenn hier der ganze Platz um die Esche mit Pfingstmaien abgesteckt war, wenn drüben auf dem Rasen die Dorfmusikanten standen und der festlich gedeckte Kaffeetisch unter den gewölbten Zweigen der Esche die Familie vereinte!

Wie manch froher Tanz, wie manch lustiges Familienfest mit Maibowle und Bretzeln ward hier gefeiert! Wie stand sie an ihrem Confirmationstage hier zwischen ihren Eltern, innig umschlungen, den Blick voll heiligsüßen Schauerns himmelwärts gerichtet, dieweil die Veilchen im Moose dufteten und der Abendwind wie säuselnder Segen durch die Eschenzweige strich — —

Und dann jene Stunde, wo „er“ mit ihr durch den Park wandelte, wo sie schweigend und holdbeklommen unter der Esche hier stehen blieben. Sie sahen sich in die Augen, — sie drückten sich stumm die Hände — und dann lehnte sie an seiner Schulter und sah zu, wie er ihre beiden Namen in den Baum schnitt und eine Herzlinie darum herzog.

„Wenn ich wiederkomme, Lottchen! wenn ich

wiederkomme!" — flüsterte er — und küßte sie zum ersten Mal. —

Und dann weinte sie heimlich und still unter der Esche, als er geschieden war, — und ihre Lippen ruhten so oft — ach so oft auf dem Namensherz in der Esche!

Er kam nicht wieder, — Sturm und Flut hatten ihn verschlungen, und unter der Esche lag Lotte auf den Knien und fühlte, wie ihr junges Herz in Todesschmerzen brach. —

Nun blieb ihr nichts mehr von ihm, als das Herz und die beiden Namen in der Baumrinde, und die hielten treu und fest zusammen in Sturm und Sonnenglut. —

Wie viel Elend, — wie viel Weh! Wie viele Thränen weinte sie noch an diesem Plätzchen. Stiller und einsamer ward es von Jahr zu Jahr, — sie blieb allein. —

Wohl kam ihr manch lockender Ruf aus der Ferne, wohl bot sich ihr eine starke Männerhand zum Schutz und Führer durchs Leben an, — Lotte schüttelte traurig den Kopf und schlang die Arme um die Esche und flüsterte: „Ich kann nicht fort! Es ist ja sein Herz, welches dieser Baum trägt."

Jahre um Jahre vergingen.

Das Liebeszeichen in der Rinde verwuchs und ward immer unklarer und verschnörkelter, kaum daß ein fremdes Auge seinen Sinn noch entziffern konnte, — nur Lottes müde Augen sahen es noch so deutlich, wie in jener seligen Stunde, da sein Messer die feinen Linien geritzt! Oft, wenn Gewitterwolken herauf zogen, schlich sich die Alte heimlich davon, saß wieder unter der Esche und umschlang voll todeswahrer Sehnsucht den Stamm. —

Ach, daß ein Blitz sich erbarmt hätte und sie hier, mit dem geliebtem Baum zusammen sterben ließe! —

Aber das Wetter zog vorüber, und Lotte ließ das greise Haupt seufzend auf die Brust sinken.

Der junge Gutsherr meinte oft lachend: „Was die Tante Lotte für einen guten Geschmack hat, — die Esche ist der schönste Baum im ganzen Park!" —

Wundersamer Weise hatte die Alte nur sehr schmerzlich bei diesen Worten geseufzt.

Der Herbst kam, und Tante Lottchen hatte sich bei naßkaltem Wetter im Park recht erkältet.

In ihren Jahren konnte selbst ein Schnupfen bedenklich werden, und so mußte sie auf allgemeines Verlangen im Bett liegen bleiben, dieweil das junge

Gutsbesitzerpaar sich drunten im Wohnzimmer wehmütig besorgt in die Augen schaute.

„Wenn es nur nichts Schlimmes wird!“ seufzte die Hausfrau, „sie hustet so sehr!“

„Die treue, alte Seele! Wenn ich nur wüßte, was man ihr noch recht zu Liebe thun könnte!“

„In drei Wochen ist ihr Geburtstag! Bitte, lieber Mann, forsche sie einmal aus, was sie sich wünscht! Mir antwortete sie neulich nur ganz beklommen: ‚Ja, einen Wunsch hätte ich wohl, aber den kann nur dein Mann erfüllen!‘“

„Ei, da bin ich begierig!“ nickte der Majoratsherr, „und da jetzt die Zeit kostbar sein dürfte, will ich gleich zu ihr hinauf gehen.“

Und er ging.

Leicht ward es ihm nicht, die gute Alte zu bewegen, ihren geheimnisvollen Wunsch zu äußern. Endlich brach sie in Thränen aus, umschlang mit zitternden Händen die Rechte des Neffen und flüsterte: „Ach es ist so unbescheiden, Ernst! Ich fürchte du wirst böse werden, denn es ist zu viel verlangt! Weiß ich doch, wie sehr du auf deinen schönen Park hältst!“ —

„Der Park? — Soll ich ihn dir schenken,

Tantchen?" lacht er. „Mit tausend Freuden! auf der Stelle!"

„Den Park? O Gott, wo denkst du hin! Ach nein, nur einen einzigen Baum daraus — nur ... ach Ernst —"

„Nur die Esche? Oh ich ahne es! Aber Herzenstantchen die gehört dir doch schon seit ewigen Jahren, wie dir alles hier gehört, was du lieb hast!"

„Ach du lieber — guter Ernst, wie danke ich dir! Aber du ahnst ja nicht, was ich mit meinem Lieblingsbaum machen will?—

„Nun? sage es nur!"

„Er soll abgehauen werden!" murmelte sie mit halb erstickter Stimme.

„Abgehauen??"

Er neigte sich näher, als habe er nicht recht verstanden, aber die Kranke nickte nur mit fiebrisch glänzenden Augen und fuhr hastig flüsternd fort: „Du begreifst diesen seltsamen Wunsch nicht, lieber Ernst, ich will ihn dir erklären! Siehst du — ich liebe den Baum so sehr, sein Mark ist auch mein Lebensmark, er ist ein Stück von meinem Herzen! Im Sommer konnte ich jeden Tag zu ihm gehen und stundenlang bei ihm sein, um all den unmerklichen Zauber zu genießen, welcher von ihm ausgeht. Jetzt

fängt mit Herbst und Winter meine böse Zeit an! Das schlechte Wetter fesselt mich an das Zimmer, meine schwache Gesundheit trotzt ihm nicht mehr — und schon im vergangenen Winter sehnte ich mich so nach meiner Esche." — —

Der junge Gutsbesitzer schlug lächelnd den Vorhang zurück und wies in den Park hinaus.

„Da hinten ragt sie empor und grüßt zu dir herüber Tantchen! Du kannst sie täglich, ja stündlich mit den Blicken umfangen!" —

Die alte Dame richtete sich ein wenig in den Kissen empor und schaute mit feuchten Augen nach dem herbstlich gefärbten Laubwipfel hinüber, dann sank sie tief aufseufzend zurück und winkte den Neffen an ihre Seite um seine Hand abermals mit flehendem Druck zu umschließen.

„Nicht das Sehen allein tröstet mich, Ernst, es ist noch ein anderer, ach so sehnlicher Wunsch, welcher mir das Herz bedrückt! Lieber, guter Ernst — opfre mir den Baum! ich möchte so unbeschreiblich gern aus seinem Holz die Bretter zu meinem Sarge geschnitten bekommen! O sieh mich nicht so erstaunt an, — es ist mein liebster Gedanke, umschlossen von ihm — den ewigen Schlaf zu schlafen. Nur dann habe ich Ruhe im Grabe, Ernst, nur dann! glaube

es mir! Sieh ich bin krank, meine Stunden sind gezählt, ach wie glücklich würde ich sein, könnte ich den Baum sicher in meiner Nähe haben! Wenn du ihn abhauen und die Bretter daraus schneiden läßt, können sie hier im Hause, über mir auf dem Boden liegen, ich weiß dann, daß sie bereit sind und mich sicher erwarten, und das wird mir Ruhe geben! Lieber Ernst — ach erfülle mir nur diesen einen Wunsch!"

Tief gerührt zog der Gutsherr die welke Hand der Sprecherin an die Lippen. „Morgen am Tag soll der Baum fallen, liebste Tante, und unser aller herzliches Gebet wird es sein, daß die Sargbretter noch viele, lange Jahre auf dem Boden deiner harren möchten!"

Ein strahlendes Lächeln verklärte die Züge der Kranken, wortlos drückte sie das Haupt des Sprechers an die Brust. —

Eine Stunde später schritt der Gutsbesitzer durch den Park, um nach den Feldern zu gehn.

Ein paar Männer mit Axt und Säge begegneten ihm.

„Wohin des Wegs?"

„Nach dem Kesselholz, Herr Baron, der Förster

hat uns holen lassen, das Fallgatter für die wilden Schweine zu erneuern!"

Herr Ernst überlegte einen Augenblick. „Halt, ich habe eiligere Arbeit für euch. Kommt mal mit! Ihr könnt im Park droben einen Baum fällen!" —

Die älteste Nichte von Tante Lottchen trat in Begleitung ihrer Mutter in das Krankenzimmer, um das Frühstück zu bringen und nach dem rechten zu sehn.

Schön Klärchen hatte ein Buch mitgebracht, setzte sich neben das Bett, und während die Mutter die Bouillontasse an die Lippen des alten Fräuleins hielt, schlug Klärchen den Novellenband auf, die gestern abend unterbrochene Lektüre fortzusetzen.

Plötzlich richtete sich Tante Lottchen jählings empor, ihre Hände preßten sich gegen das Herz, weit und starr öffneten sich ihre Augen.

„Der Baum! der Baum!" schrie sie auf.

„Was fehlt dir Tantchen — um Gotteswillen, was ficht dich an — —?"

„Sie schneiden in sein Mark — jetzt — jetzt — der Todesstreich — ach — ich fühle es!!" —

Klärchen sprang an das Fenster und riß den Vorhang zur Seite. „Deine Esche? — was soll dem Baum passieren, Tantchen!!" —

Die Kranke wimmerte wie unter physischem Schmerz, sie erhob sich — blickte nach dem fernen Wipfel — ein leiser Schrei von ihren Lippen . . . als ob ein Windstoß durch die Esche brause, schwankte die Krone hin und her — dann neigte sie sich, wie ein letzter Gruß gegen die alte Freundin herüber, sank schwer vornüber und verschwand hinter den andern Baumwipfeln.

„Um alles in der Welt — die Esche ist gefallen!“ schrie Klärchen entsetzt auf —: Mama, Tante! seht doch — —“

Aber die beiden sahen nicht, — die Mutter hielt sprachlos vor Schreck die bewußtlose Kranke im Arm. — —

Wochen waren vergangen, der Winter hatte seinen Einzug gehalten.

Seltsamerweise hatte dem alten Fräulein die Aufregung nicht geschadet, im Gegenteil, sie erholte sich von Stund an und ward wieder gesund.

„Wie war es aber nur möglich, Tante, daß du die Sterbestunde des Baumes fühltest und ahntest; ich hatte dir doch gesagt, daß er erst am andern Tage fallen solle?“ — fragte der Gutsbesitzer überrascht, als man ihm mit scheuem Flüstern von Tante Lottchens seltsamer Vorahnung erzählte. —

Die alte Dame lächelte wehmütig. „Der Baum und ich sind eins, — er ist gepflanzt in der Stunde meiner Geburt, er ist durch Freud und Leid mit mir verwachsen. Ich fühlte den Todesstreich, welcher ihn traf, im eigenen Herzen — wie auch er meinen Tod vorausgeahnt oder angezeigt hätte, wenn er draußen stehen geblieben wäre!“ —

Herr Ernst lächelte sonst zu dergleichen Illusionen und Phantastereien, diesmal blickte er nachdenklich vor sich nieder. Seltsam, Tante Lottchen hatte es ja bewiesen, daß der Baum ihr wundersam nah verwandt war. —

Nun waren die Bretter zu dem Sarg geschnitten und waren auf dringenden Wunsch des alten Fräuleins in dem kleinen Bodenkämmerchen niedergelegt worden, welches sich grade über ihrem Erkerstübchen befand.

Da lagen sie nun just über ihrem Bett ihr zu Häupten nur durch die schmale Zimmerdecke von ihr getrennt, und wenn sie erwachte, oder einschlief, flog jedesmal der Blick der Greisin empor und sie dachte voll zärtlicher Sehnsucht an das geliebte Holz ihrer Esche.

Tagsüber stahl sie sich heimlich in die Bodenkammer hinauf, saß bei ihren Sargbrettern nieder,

streichelte sie mit den welken Händen und schrieb mit zitternder Hand alle möglichen Worte darauf.

Auch ein großes Herz zeichnete sie auf eins der Bretter, in dessen Mitte sich zwei verschlungene Buchstaben befanden, und darum her reihten sich Gedichte und einzelne Sätze, mancherlei Abschriften aus ihrem Tagebuch, Ereignisse und Begebenheiten.

Und dieses geheimnisvolle Schaffen beseligte die alte Dame und verlieh ihrem einsamen, freudlosen Dasein einen besonderen Reiz.

Es war ein stürmischer, kalter Wintertag; der Gutsbesitzer war spät von der Jagd heimgekehrt und hatte sich noch am behaglichen Ofen in seine Zeitungen vertieft, dieweil die Damen sich müde in ihre Zimmer zurückgezogen hatten.

Die Uhr tickte gleichmütig an der Wand und hatte eben die elfte Stunde geschlagen, als Ernst lauschend den Kopf hob.

Durch das grabesstille Haus klang ein dumpfes Poltern und Aufschlagen, als ob schwere Gegenstände geworfen würden.

Was mochte das sein? —

Er legte die Zeitung nieder und horchte.

Abermals polterte es, anscheinend oben im

Hause, und dann plötzlich der schrille Klang einer Klingel.

Der Majoratsherr faßte die Lampe und eilte auf den Flur.

Da klingelt es wieder, — richtig, droben in Tante Lottchens Zimmer.

Was mag der lieben Alten passiert sein? Hoffentlich ist nichts zusammengestürzt!

Atemlos fliegt der junge Mann die Treppen empor.

Die Thür zu dem Zimmer der Tante ist nicht verschlossen, er klopft und tritt ein.

Hochaufgerichtet sitzt die Greisin im Bett und ruft ihm voll fiebrischer Aufregung entgegen.

„Ernst! zu Hilfe! sie stehlen meine Bretter!“

„Aber Tante!“ —

„Schnell, schnell auf den Boden! es ist jemand droben und stiehlt die Bretter!!“ —

Ein Schritt schlurrt im Nebenzimmer, — verschlafen steckt die alte Dienerin, welche zur Pflege der Tante nebenan schläft, den Kopf durch die Thüre.

„Rosalie! halten Sie die Lampe — wir wollen auf den Boden!“

„Wegen dem Gepolter, Herr Baron? das war eine Katze!“ —

„Nein — nein! ich hörte alles — es sind Diebe!!“ —

In fliegender Hast geht es die schmale Bodenstiege hinauf. Man tritt in die Kammer. Unberührt liegen die Bretter.

„Alles in schönster Ordnung, Tantchen!“ meldete der Baron lachend. „Rosalie hat recht, es waren wohl Katzen!“

„Unmöglich! Ich hörte deutlich Schritte! Man faßte die Bretter, schleifte sie bis an die Stiege und ließ sie die Stufen herunterrutschen! Ach und das dritte Brett, welches sie herunterwarfen, zerbrach! Ich hörte es deutlich splittern!“

„Du hast geträumt, Tantchen!!“ —

„Pst! — horch . . . horch . . .

Schritte erklingen über den Sprechenden in der Bodenkammer. Atemlos lauschen die drei.

Wieder Schritte — und nun hört man deutlich wie ein Brett gefaßt und zur Treppe geschleift wird. .

Brrrr — mit dumpfem Gepolter kommt es die Treppe herab . . . und nun holt man das zweite — es rutscht auch die Stiege herab — und nun

das dritte — ein heller, knirschender Laut, als ob Holz bricht, es splittert an der Treppe — —

Regungslos hat der Baron gestanden — jetzt faßt er die Lampe und stürmt hinaus, — alles still, leer, — öde. Kein Brett an der Stiege unten zu sehn, und sie haben doch alle gehört, wie eins nach dem andern herunter gestoßen wurde — —

Träumt er? — ist er trunken . . .?

Treppe — Flur — Boden — alles menschenleer und still.

„Herr Gott des Himmels — das bedeut' was!“ murmelt Rosalie und zittert wie Espenlaub.

Tante Lottchen liegt plötzlich still, mit gefalteten Händen im Bett. Ihr Antlitz strahlt wie verklärt und ihr Blick hängt wie gebannt an der Decke droben, als müsse er dieselbe durchdringen und die geliebten Bretter schauen.

„Du sahst nichts, Ernst — gar nichts?“ flüstert sie.

Dem Gutsherrn ist die Kehle wie zugeschnürt.

„Der Wind ist's Tante — wir haben Schneesturm. —

Die Alte lächelt seltsam.

„Horch . . . horch . . .“

Wieder Schritte droben — wieder dasselbe Geräusch — man faßt die Bretter — schleift sie zur

Stiege und läßt sie hinabrutschen. Und nun das dritte? — richtig — es bricht und splittert abermals — — —

Der Baron hat mit erhobener Lampe neben der Bodentreppe gestanden, er hört, wie die unsichtbaren, geheimnisvollen Bretter an ihm vorübergleiten — wie das dritte aufrennt und splitternd zerbricht . . .

Er hört alles — aber er sieht nichts, — er sieht auch nicht jenes unheimliche Wesen, welches die Bretter holt und dessen Schritt er hört. Eisiges Grauen rieselt ihm durch die Glieder. Er fühlte, wie unsicher seine Schritte sind, als er in das Zimmer zurückschreitet.

Es ist still, — es bleibt auch still — und die drei Menschen verharren in tiefem Schweigen und nur die Hagelkörner schlagen gegen die Fensterscheiben wie ungeduldig klopfende Geisterfinger.

„Komm, Tantchen — laß dich anziehen," sagte endlich der Gutsherr tief aufatmend, ich nehme dich mit hinunter, du schläfst heute nacht in meinem Bett! Hier auf dem Boden ist eine Scheibe zerbrochen, darum saust der Sturm so merkwürdig — —

Ein seltsamer Blick aus den Augen der Greisin

trifft ihn, so friedlich, so selig verklärt wie der eines Kindes. Sie drückte seine Hand.

„Ich danke dir, du Lieber! Aber der Sturm stört mich nicht — ach, wenn du wüßtest, welch ein wonnesames Wiegenlied er mir ist! Sei unbesorgt, ich werde schlafen — ach so gut und süß wie lange nicht zuvor! Willst du mit nach unten geh'n, Rosalie? So geh und schlaf in Ruhe, ich fürchte mich nicht und kann allein bleiben."

Die alte Dienerin schüttelte schweigend den Kopf, aber sie geht in das Nebenzimmer, packt ihre Betten und trägt sie auf die Chaiselongue in die Schlafstube ihrer Herrin.

„Ich möchte bei Ihnen sein, gnädiges Fräulein!"

Es bleibt still, — die Uhr schlägt zwölf — tiefe Ruhe liegt über dem Haus.

Mit hämmernden Pulsen schreitet Ernst die Treppe hinab und geht zu Bett. — Aber er findet keinen Schlaf.

Am andern Morgen kommt Tante Lotte wie stets zum Kaffee. Aber sie sieht so jung, so hübsch aus. Ihre Augen haben einen wahrhaft überirdischen Glanz, ihre runzlichen Wangen schimmern in zartem Rot.

„Gott sei Dank, Tantchen! So wohl und heiter

wie jetzt, hast du lange nicht mehr ausgesehn! Nun ist die böse Erkältung ganz überstanden!“ Die Hausfrau sagts und nickt ihr zärtlich zu, und die Kinder schmiegen sich jubelnd an Tantchen — — sie küßt die Blondköpfchen innig — andächtig — so seltsam feierlich, und obwohl sie lächelt, rollen ihr doch die Thränen über die Wangen.

Und dann zieht sie sich warm an und geht auf den Boden, — die Lucke steht offen und der Schnee wirbelt auf die Treppe. Plötzlich ein leiser Schrei — ein Rufen und Hasten im Haus! —

Tante Lottchen ist auf der verschneiten Treppenstufe ausgeglitten und die Stiege herabgestürzt — nach einer halben Stunde liegt sie bleich und kalt, mit traumhaftem Lächeln um die Lippen, auf ihrem Totenbett, — ein Bluterguß in das Gehirn hat ihrem Leben ein jähes Ende bereitet.

Mit zusammengepreßten Lippen steht Baron Ernst neben der Bodentreppe und läßt die Bretter zu dem Sarg herunterschaffen.

Er hörte die Schritte droben — er hörte, wie man die Bretter herzuschleift und sie die Treppe hinabgleiten läßt — ganz, ganz wie in der vergangenen Nacht.

Nun kommt das dritte. — Es springt seitwärts ab, rennt gegen die Schwelle und bricht splitternd mitten durch . . .

Der Atem stockt dem Schauenden, — kalter Schweiß perlte auf der Stirn des Gutsherrn. — Er tritt herzu, er starrt auf das Brett nieder. Ein Herz mit einem Namenszug ist darauf gezeichnet — und das Herz ist mitten durch gebrochen. — — —

Tante Lottchen ist begraben, wie der verkörperte Frieden und die seligste Ruhe lag sie in ihrem Sarg aus Eschenholz. —

Der Schreiner hatte das zerbrochene Brett nicht verwenden können und es durch ein anderes ersetzt. Weil sich aber die hübsche Zeichnung und all die Schrift auf dem zersplitterten Brett befand, stellte er es auf den Boden zurück.

Da ging plötzlich ein Gerücht um, erst leise und scheu — dann laut und angstvoll.

Das alte gnädige Fräulein spukte! Sie ging um Mitternacht durch das Haus, dort hörte man sie poltern und laut seufzen — und am andern Morgen lag jedesmal das zerbrochene Brett ihres Sarges mitten in der Bodenkammer, wenn man es auch abends noch so gewiß und sicher an die Wand gelehnt hatte.

Viele Leute im Hause hatten sie schon gesehn, und schließlich sah sie auch der Baron. Sie hatte dreimal zur Nacht an seinem Bett gestanden und ihm flehend gewinkt und nach oben gedeutet. Der Gutsbesitzer hat zu niemand darüber gesprochen, als wie zu dem Pastor, aber die Schwester des Pastors ist im Nebenzimmer gewesen und da ist's doch von Mund zu Mund gegangen und der Baron hat es auch schließlich nicht mehr geleugnet. Er ist selber auf den Boden gestiegen, hat das zerbrochene Brett geholt und es just so wie es war, dem alten, verstorbenen Fräulein in den Sargdeckel nageln lassen. Von da an ist es still im Hause geblieben und kein Mensch hat wieder etwas Spukhaftes gehört oder gesehn.

Für die Wahrheit des soeben Erzählten aber bürgt der Gutsbesitzer mit seiner vollen, hochachtbaren Persönlichkeit und seinem Ehrenwort, und er hat mir obiges Erlebnis für die Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. — —

Wie ungezählt viele Menschen haben schon voll süßen, geheimnisvollen Staunens sein neugeborenes kleines Menschenkind im Arm gehalten, und unter den Schauern geahnter, aber nie begriffener Unsterblichkeit die junge Seele gefragt: „Woher kamst du?

— Aus welchem Born der Ewigkeit bist du Tröpf-
lein geflossen?"

Und wie viele Tausende und Abertausende haben an Sterbebetten gekniet und mit blutendem Herzen abermals jenes heilige Wesen, jenen Hauch der rätselhaften Unsterblichkeit verspürt? Wie manche Frage ist da aus tief erschüttertem Herzen einer scheidenden Seele nachgerufen: „Wohin gehst du?" —

Keine Antwort hallt zurück, wie ehedem die undurchdringliche Dunkelheit über den Wassern des Weltalls lagerte, so ruht jetzt noch das tiefe, ewige Schweigen über dem Erdenball, jenes geheimnisvolle Schweigen auf all die brennenden Fragen, welche erklangen, so lange Menschenaugen sich öffneten und zum ewigen Schlafe schlossen, und welche erklingen werden, so lange Sehnsucht und Liebe an dem Grabe des Menschen sitzen und hinüberlauschen in jene andere, unsichtbare Welt, ob nicht doch vielleicht ein leises Glockentönen verheißungsvoll und hold verratend zu uns herüberklinge . . . Woher? . . . wohin?! . . .



Druck von Walter Möschke, Leipzig.

8

Wisconsin Free Library Commission
Traveling Library

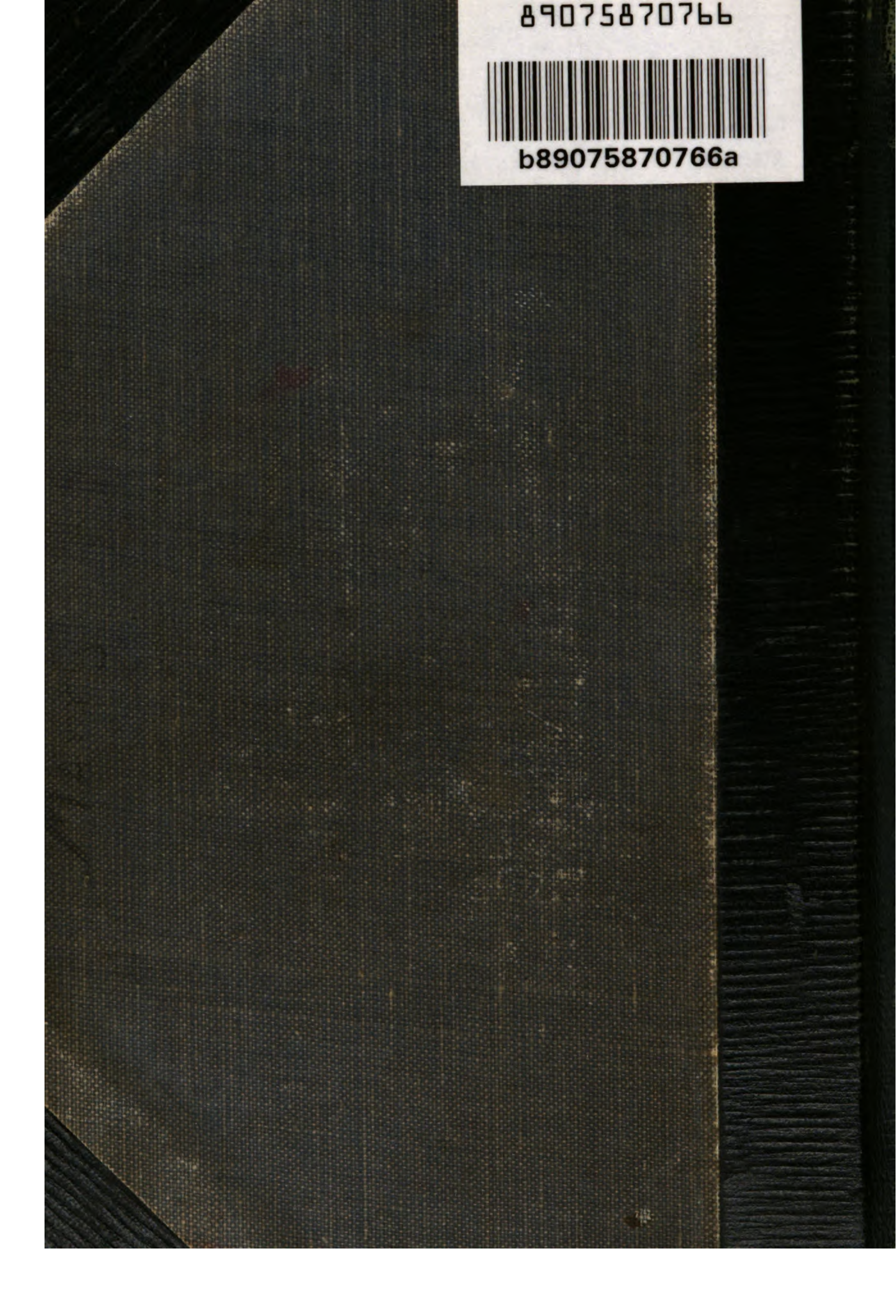
RULES FOR BORROWERS

The books of this traveling library are loaned subject to the rules of the public library from which they are issued.

The borrower's library card should be kept in this pocket

Democrat Printing Co., Madison, Wis.

10-07-5000


89075870766
b89075870766a